1,70 DM / Band 42
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Die vergessene Welt

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 42

Die vergessene Welt

Das leise Summen, mit dem der Kreis die Beschwörung begonnen hatte, steigerte sich zu einem tiefen, unangenehm dröhnenden Ton, der nach und nach den ganzen Saal zum Beben brachte und schließlich in die Körper der Knienden kroch. Er nistete sich als dumpfer Schmerz ein, ließ ihre Zähne vibrieren, die Finger- und Zehenspitzen prickeln und jeden einzelnen Nerv in ihrem Körper erzittern. Die Mitglieder des magischen Kreises schlossen ihre Hände fester zusammen, um den Kontakt zueinander nicht zu verlieren.

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der

GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über: Nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist nur von kurzer Dauer. Nur durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vorzeitig vernichtet werden. Robert besitzt vier davon.

Die SIEBEN SIEGEL DER MACHT – Magische Kleinode verschiedenster Größe und Form, die zusammengefügt die Macht haben, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Robert besitzt bereits vier davon und sucht nach einer Möglichkeit, sie zu vernichten. Sie befinden sich im Safe seines Hauses in London.

Nizar – Ein sadistischer, fetter Magier, Herrscher über einen Großteil der Arabischen Wüste. Er herrscht in seiner Festung des Dschinn grausam und jähzornig über die Beduinenstämme. Seine Macht bezieht er aus einem großen Rubin dem Auge des Satans.

Die Tore – Das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen…

Die Tempelritter – Ein Geheimbund, der seit der Zeit der Kreuzzüge existiert und 1307 vom französischen König Phillip dem Schönen (scheinbar) zerschlagen wurde. Doch die Tempelritter bestanden

weiter und haben heute in fast allen Ländern der Erde Logen. Ihr innerer Zirkel besteht aus den sogenannten MASTERN, die je ein »Spezialgebiet« beherrschen, z. B. der Storm-Master die Macht des Windes. Ihr oberster Ordensherr war Jean Balestrano, der bei den Kämpfen um Necrons Drachenburg ums Leben kam.

Guillaume de Saint Denis und Renard de Banrieux – Zwei Tempelritter, die im Auftrag ihres Ordens das Auge des Satans in ihre Gewalt bringen sollen. Dabei bedienen sie sich Mittel, die den Regeln des Ordens zuwiderlaufen – sie versichern sich der Hilfe eines schwarzmagischen Wesens, eines Flaschengeistes.

* * *

Die Welt des Hexers

Durch eine Pyramide in der Arabischen Wüste gelangen Robert Craven und Sill el Mot, die Templerjägerin, ins Innere der Erde. Einem schrecklichen Sandsturm mit knapper Not entkommen, stürzen sie durch einen schier endlosen Schacht in die Tiefe. Und landen in einem Garten aus riesigen Pilzen, die den Aufprall mindern. Doch dann werden sie getrennt – die Einwohner dieser geheimnisvollen Welt entdecken Sill und entführen sie. Robert setzt sich auf die Fährte der jungen Amazone und findet sich in einer paradiesischen Landschaft mit einer urweltlichen Flora und Fauna wieder. Es ist das unterirdische Reich, das schon der deutsche Professor Otto Lidenbrock entdeckte und in seinem Buch »Reise zum Mittelpunkt der Erde« beschrieb! Damit weiß Robert auch, daß jenseits des großen Ozeans, dessen Küste er im Sturz gesehen hat, ein Aufstieg zur Oberfläche besteht – der Vulkankrater der Insel Stromboli.

Doch plötzlich fällt ein gigantischer amphorer Wurm über ihn her und verschlingt ihn. Nur dank seiner magischen Kräfte kann er im Körper der Kreatur überleben. Sein Geist geht mit dem des Wurmes eine unheilvolle Symbiose ein, und Robert erfährt, daß die Bestie die Frauen der Eingeborenen raubt, um seine Brut aufzuziehen. Auch jetzt ist der Wurm zu den Wilden unterwegs. Doch als er das Dorf erreicht, stellt sich ihm ein Mann in europäischer Kleidung entgegen!

Es ist kein anderer als der Erfinder Herbert George Wells, den ein Unfall mit seiner Zeitmaschine in diese unterirdische Welt verschlagen hat. Auch er wurde gefangengenommen, und nun soll er mit der Kreatur um Sills Leben kämpfen.

Robert kennt das einzige Mittel, das den Wurm in Panik versetzt: Feuer. Mit Wells' Hilfe kann er den Wurm vernichten. Die drei fliehen in den Tempel der Eingeborenen, wo auch die havarierte Zeitmaschine steht. Notdürftig repariert George Wells sie, und er reist in die Vergangenheit, um das Geschehene nachträglich zu verhindern.

Doch das Gefüge der Zeit wehrt sich gegen diesen Eingriff. Als George Wells doppelt existiert, wird er an den Ausgangspunkt seiner Reise zurückgeworfen und verliert somit die Erinnerung an diese Episode seines Lebens. Robert und Sill warten vergeblich auf seine Rückkehr.

Doch die Erschütterung der Zeit rettet sie – der böse Geist, der dem Tempel innewohnte (der wahre Tyrann, der sich nur des Wurmes bediente), stirbt durch die freiwerdenden Energien und verliert auch die Kontrolle über die Eingeborenen. Unbehelligt können die beiden fliehen.

Durch den Tod des Wurmes aber wurde seine Brut vorzeitig erweckt und greift die Gefährten an. Doch ihre Kraft ist noch nicht vollends gereift, und Robert kann auch sie vernichten. Er und Sill gelangen zur Küste des unterirdischen Meeres und schiffen sich ein. Werden sie das jenseitige rettende Ufer erreichen?

* * *

Der Ring war stark, so stark wie lange nicht mehr – oder noch nie –, dachte Mereda. Die Luft zitterte vor mühsam zurückgehaltener Energie.

Und trotzdem wußte sie nicht, ob er halten würde.

Denn das, was aus den Schatten herankroch und allmählich in einem Zentrum Gestalt anzunehmen begann, war stärker.

Mühsam verscheuchte sie die Furcht, die sich in ihren Gedanken einzunisten versuchte, und konzentrierte sich wieder auf ihre eigentliche Aufgabe. Was sie tat – was sie alle taten –, war ein Risiko, aber sie war sich seiner Größe durchaus bewußt. Und der Preis lohnte den Einsatz.

Irgend etwas geschah. Wie immer, wenn sie Mitglied des Beschwörungskreises war, sah sie selbst nichts als flirrende Schatten und ein ungewisses Huschen, unmittelbar im Zentrum des Kreises aus zusammengekauerten Menschenleibern. Aber sie hörte das überraschte

Murmeln der übrigen Zuschauer und sah, wie sie angstvoll hinter die Säulen zurücktraten, die das Dach des Saales trugen. Einige verließen sogar den Beschwörungssaal ganz.

Nur Mereda rührte sich nicht, auch wenn die Schmerzen in ihren Fingern und Zehenspitzen immer heftiger wurden und sich auch unter den anderen Mitgliedern des Kreises Unruhe und schließlich Nervosität auszubreiten begann.

Im Grunde war es wohl nur Trotz, der sie zwang, auszuharren. Sie würde den anderen beweisen, wie stark sie war. Vor allem Carda, der Kreisversteherin, die klein und verhutzelt auf der anderen Seite des Kreises stand und magische Worte murmelte; mit dünner, tonloser Stimme und halb geschlossenen Augen, trotzdem aber wach. Mereda wußte, daß ihr kein Anzeichen von Schwäche entgehen würde. Bei keinem. Und vor allem bei ihr nicht.

Carda und sie waren nicht unbedingt das, was man Freundinnen hätte nennen können. Mereda hatte vom ersten Moment an Angst vor der Alten gehabt, und sie hatte gespürt, daß Carda sie vom allerersten Moment an gehaßt hatte. Vielleicht, weil sie spürte, welches Potential in Meredas Seele schlummerte. Wenn überhaupt, war sie wohl die einzige Konkurrentin, die Carda überhaupt zu fürchten hatte.

Die Kreisversteherin begann sich jetzt mit sonderbaren, schlängelnden Bewegungen zu drehen und zu winden, ohne jedoch die Hände der rechts und links von ihr hockenden Adepten loszulassen. Der Assyrkristall, der blau und leuchtend auf ihrer Brust lag, war von einem ungezähmten, inneren Feuer erfüllt, das so stark aufflammte, daß es auf die Assyrkristalle der anderen Kreismitglieder übergriff und diese zu höchsten Anstrengungen trieb.

Bei jedem Wort, das die alte Zauberin ausstieß, bohrte sich ein dünner, glühender Schmerz immer tiefer in Meredas Leib. Sie stöhnte voller Qual und krampfte die Hände so heftig zusammen, daß auch der neben ihr hockende Mann aufsah und schmerzhaft das Gesicht verzog.

Dann spürte sie...

Ja, was eigentlich?

Es war wie eine Stimme, die lautlose Worte flüsterte. Nein, nicht Worte, sondern... Wissen. Plötzlich wußte sie, daß sie in Gefahr war. In Gefahr, zu sterben oder ein schlimmeres Schicksal zu erleiden, wenn sie den Kreis nicht verließ. Es gab keinen Zweifel an diesem

Wissen.

Einen Augenblick lang fragte sie sich, ob Carda die Magie des Kreises als Waffe gegen sie einsetzen wollte, so verrückt diese Idee auch war. Aber das gleiche Wissen, dem sie ihre Warnung verdankte, sagte ihr auch, daß es nicht so war. Nicht nur sie war in Gefahr. Die Energien, die sich als wabernde Schatten im Zentrum des Kreises bildeten, waren ungeheuerlich. Und sie wollten zerstören!

Gegen ihren Willen empfand sie Achtung vor Carda, die fast allein diese ungeheuerlichen finsteren Mächte bändigte – und zugleich eine fürchterliche Angst.

Mit einem Ruck stand sie auf, löste die Hände aus denen ihrer Nebenmänner und verließ den Kreis. Für einen Moment geriet Cardas Winden und Drehen aus dem Takt; zornige, aber auch abfällige Blicke trafen sie, als sie einen Schritt zurückwich und hoch aufgerichtet stehenblieb. Mereda spürte, wie ihr die Schamesröte ins Gesicht schoß. Am liebsten wäre sie auf der Stelle herumgefahren und aus dem Saal, ja, aus der Stadt gestürmt, um sich irgendwo zu verkriechen. Sie war feige gewesen.

Trotzdem blieb sie nur knapp außerhalb des Kreises stehen, obwohl sie die hämischen Blicke der anderen wie glühende Messer zu spüren glaubte.

Mereda zwang sich, nicht mehr an ihre Schmach zu denken, sondern versuchte, die sich überschlagenden Gedanken der anderen wahrzunehmen. Sie war weit davon entfernt, anderer Gedanken lesen oder gar beeinflussen zu können, wie man es von Carda munkelte. Aber sie vermochte doch Stimmungen wahrzunehmen, Furcht sowie Freude, Entsetzen wie höchste Glückseligkeit zu unterscheiden.

Sie spürte die Unsicherheit der anderen, aber auch die Verachtung, die sie für ihr Tun empfanden. Bei vielen eine gehässige Befriedigung. Es war allen bekannt, daß Carda sie trotz allen Drängens nicht in den Magiekreis von Conden hatte aufnehmen wollen. Der Kreis sei aufeinander eingespielt, und außerdem wären seine Mitglieder auf der Höhe ihrer Kraft und ihrer Erfahrung, hatte sie argumentiert. Es bestände daher keinen Grund, jemanden auszutauschen.

Dabei wußte jeder, wenn es auch niemand auszusprechen wagte, daß Mereda ein größeres magisches Potential besaß als jeder der neunzehn anderen Magier, die mit Carda den Kreis bildeten. Und doch hatte die Alte sie abgelehnt, als wäre sie ein unreifes Kind. Mereda hatte all

ihren Einfluß und ihre Macht aufbieten müssen, um an dieser einen Beschwörung teilnehmen zu dürfen. Und jetzt hatte sie versagt.

Mereda wußte, daß ihr Versagen Konsequenzen haben würde. Wenn sie jemals eine Chance gehabt hatte, sich gegen Carda zu behaupten, dann hatte sie sie soeben verspielt.

Die Schatten im Zentrum des Kreises bewegten sich stärker. Es war, als wolle sich ein Körper bilden, ein Ding aus Rauch und schwarzer wogender Bewegung, das immer wieder auseinandergerissen wurde, kurz, bevor es wirklich Substanz annehmen konnte. Und mit einem Male war Meredas Furcht wie weggeblasen.

Dafür arbeiteten ihre magischen Sinne schneller und präziser als jemals zuvor. Sie spürte die Kraft, die von Carda und ihren Leuten ausging. Beinahe glaubte sie zu verstehen, warum die Kreisversteherin niemand aus ihrem eingespielten Team ersetzen wollte.

Dann begriff Mereda, daß niemand anderes als sie selbst der Grund war, aus dem Carda ihre Leute zu diesen Anstrengungen trieb. Es war, als wollte die Alte beweisen, daß sie noch immer in der Lage war, Meredas trotziger Rebellion mit souveräner Überlegenheit zu begegnen.

Für alle Außenstehenden sah es so aus, als würde es Carda gelingen. Nur Mereda erkannte als einzige die Gefahr, die das sinnlose Vergeuden dieser ungeheueren Kräfte zu einem so frühen Zeitpunkt der Beschwörung mit sich brachte.

Carda erschien ihr mit einem Male wie eine Tobsüchtige, die sich in ihrem Wahn selbst verbrannte. War die Alte verrückt geworden?

Aber die Katastrophe, die Mereda befürchtete, kam noch nicht. Vielleicht war es nun Cardas Angst vor einer Niederlage, die sie zu ungeheuerlichen Anstrengungen befähigte. Mereda spürte, wie das blindwütige Suchen und Tasten des Kreises plötzlich zielgerichteter, fordernder wurde.

Was auch immer den lautlosen Ruf vernahm, es antwortete. Nicht zögernd, wie es andere Dämonen bei früheren Beschwörungen getan hatten, sondern so schnell, so hart und so gierig, daß Carda sich wie unter einem Hieb krümmte. Sie mußte von den beiden neben ihr stehenden Kreismitgliedern gehalten werden, um nicht zu stürzen. Die Konzentration des Kreises litt für den Bruchteil eines Augenblickes.

Einen Sekundenbruchteil zu lange.

Mereda spürte die Katastrophe, kurz bevor sie geschah. Aber ihr entsetzter Schrei kam zu spät.

Mereda hörte das Aufstöhnen der Kreismitglieder und hörte jemand gellend aufschreien und sah, wie sich die achtzehn Adepten wie unter Krämpfen wanden. Eine ungeheuerliche Kraft schien den Kreis zu sprengen, schleuderte die Magier davon wie Spielzeuge. Plötzlich roch die Luft verbrannt. Etwas zischte. Dann sah sie den aus dem Nichts entstehenden Flammenschlauch, der sich wie eine Schlange oder ein unendlich langer Tentakelarm auf Carda zuwand und sie zu packen versuchte. Die Versteherin riß entsetzt die Augen auf und versuchte den Tentakel mit ihren magischen Kräften von sich abzuhalten. Doch diesmal reichte ihre Kraft nicht mehr.

Mereda reagierte instinktiv. Noch bevor sie begriff, daß sie der verhaßten Carda half, baute sie einen magischen Schild auf, der den zuckenden Flammententakel zurückprallen ließ. Gleichzeitig stimmte sie mit ihrer klaren, kräftigen Stimme einen Zaubergesang an, in den der Kreis (oder das, was davon übrig geblieben war) fast gleichzeitig einfiel. Ihr kleinlicher Streit mit Carda kam ihr jetzt beinahe lächerlich vor. Jetzt ging es um weit wichtigere Dinge.

Um die Macht des Conden-Turmes.

Sie mußten den Dämon einfach beschwören. Sie brauchten seine Kräfte im Kampf gegen den Magierkreis des Ancen-Turmes, der übermächtig zu werden drohte, weil es ihm gelungen war, einen Dämon zu erwecken.

Carda schrie auf, sank zu Boden und begann keuchende Laute auszustoßen. Der Flammenarm kroch weiter auf sie zu, nicht mehr mit ungestümer Macht, sondern langsam und sich windend wie eine wirkliche Schlange, eine verbrannte, rauchende Spur hinterlassend. Etwas Schwarzes nahm dahinter Gestalt an.

»Sing, Kind!« wimmerte Carda. »Sing, oder wir sind alle verloren.«

Und Mereda sang. »Sree gegen Sree, Inguré gegen Inguré, Magier gegen Magier, Kreis gegen Kreis, Dämon gegen Dämon, Gott gegen Gott«, flüsterte sie mit blutleeren Lippen, während sie mit beiden Händen ihren eigenen Assyr-Kristall umschloß. Der flammende Tentakelarm erstarrte, kroch ein Stück zurück und verschwand. Aber nur, um einer riesigen, schillernden Wolke Platz zu machen, die im Zentrum des Kreises materialisierte.

Noch während der Dämon Gestalt annahm, registrierte Mereda voller

Entsetzen die geballte Bosheit und den absoluten Vernichtungswillen, die er mit einer solchen Intensität ausstrahlte, daß die Kreismitglieder abermals zurückprallten. Aber sie brauchten einen Kampfdämon gegen den Ancen-Turm. Es war um so besser, je wilder und stärker er war. Ein kraftloses Wesen besaß keine Chance gegen den Dämon, den der Ancen-Kreis beschworen hatte.

Dann...

Mereda spürte, wie eine neue Macht nach dem riesigen, quallenartigen Geschöpf griff; eine Macht, die der ihren grenzenlos überlegen war. Entsetzt blickte sie zu Carda hinüber, für einen Moment von der Angst gepackt, daß die Alte wahnsinnig genug sein könne, ausgerechnet diesen Moment auszunutzen, sie anzugreifen. Aber die Kreisversteherin lag noch dort, wo sie gestürzt war, mit schrecklich verdrehten Gliedern und halbgeschlossenen Augen, schauderhafte Töne ausstoßend und blutigem Schaum vor dem Mund. Sie starb.

Nein, was immer sie spürte, kam nicht von Carda. Und diese neue, fremde Kraft wirkte weder besonders bedrohlich noch boshaft. Mereda glaubte eher so etwas wie Neugier zu spüren. Und einen bodenlosen Spott, der den Kreis und den Dämon zu verhöhnen schien.

Dann, den Bruchteil eines Gedankens, ehe es geschah, spürte sie, auf welch grausame Weise sie sich getäuscht hatte.

Noch während sie die fremde Kraft und ihre Quelle zu sondieren versuchte, schlug ein Schwall bösartiger, ungezügelter Energien in den Kreis ein. Mereda sah für Sekunden, die sich zu Ewigkeiten dehnten, ein Bild von solch abstoßender Häßlichkeit und scheußlicher Blasphemie, daß ihr Herzschlag zu stocken drohte.

Mereda schrie gellend auf. Wieder vergingen Ewigkeiten, bis sie begriff, daß sie nicht nur ihr eigenes Schreien hörte, sondern das Schreien und Wimmern des ganzen Kreises. Und das Schreien des beschworenen Dämons, der sich wie unter Folterqualen wand. Sekunden später begann der Dämon zu wachsen, erreichte kurze Zeit später die Magier des Kreises, und wuchs über sie hinaus.

Das Schreien der Zwanzig erstickte in einem röchelnden Seufzen. Einen Augenblick später wurde es in der Halle der Beschwörung still wie in einer Gruft. Aber es war eine böse Stille, ein drohendes, knisterndes Schweigen, wie die Ruhe vor einem entsetzlichen Sturm.

Der Dämon, zu einer unförmigen, schleimigwolkigen Masse mutiert,

hörte auf zu wachsen. Seine Oberfläche zuckte und wand sich und schillerte in allen Farben des Regenbogens. Seine Ausstrahlung hatte all ihre Agressivität verloren. Mereda spürte nur noch eine bodenlose Angst, die sich mit ihrer eigenen Furcht vermischte und sie zwingen wollte, sich umzudrehen und davonzulaufen. Gleichzeitig war sie wie gelähmt. Nur mit einem winzigen, klar gebliebenen Teil ihres Verstandes begriff sie noch, daß sie aushalten mußte, egal, was geschah. Sonst war sie und der Conden-Turm, waren sie alle verloren.

Mereda bemerkte erst jetzt, daß sie auf die Knie gesunken war und die Hände vor das Gesicht geschlagen hatte. Blut lief über ihre Stirn, wo sie die Fingernägel in die Haut gekrallt hatte, aber sie spürte auch jetzt noch keinen Schmerz. Mit jedem bißchen Kraft, das sie noch aufbringen konnte, versuchte sie sich zu konzentrieren, in den Kampf einzugreifen, die fremde Macht, die nur der Ancen-Turm und seine Magier geschickt haben konnte, zurückzudrängen.

Mereda erkannte die Gefahr sehr deutlich, doch sie konnte nicht mehr eingreifen. Hilflos mußte sie zusehen, wie der Dämon von unsichtbaren Titanenkräften gepackt und regelrecht in Stücke gerissen wurde. Ein schwarzer, sich rasend schnell drehender Strudel bildete sich, wurde größer und schneller und begann das zerfetzte Ding, das von dem Geistwesen geblieben war, aufzusaugen. Etwas, das wie ein skurriler Hautlappen aussah, wickelte sich heiß und sengend um Meredas Knöchel, als versuche er – fast wie ein ertrinkender Mensch – sich irgendwo festzuklammern.

Seine Kraft reichte nicht. Gnadenlos wurde er zurückgezerrt, ballte sich im Zentrum des wirbelnden Soges zu einem schmierigen, schwarzen Klumpen zusammen und verging. Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte Mereda, einen gellenden Todesschrei direkt in ihrem Schädel zu hören.

Aber es war noch nicht vorbei. Die fremde Kraft, einmal entfesselt, tobte weiter. Und Mereda spürte, daß sie nicht innehalten würde, ehe nicht jedes menschliche Wesen in diesem Gebäude, ja, der ganze Conden-Turm, vernichtet waren.

Ein entsetzlicher Schmerz raste durch Meredas Gehirn. Sie schrie auf, fiel rücklings zu Boden und krampfte instinktiv die Hände um den blauleuchtenden Assyrkristall auf ihrer Brust. Wie durch eine grelle Gewitterwand spürte sie die Ruhe der Ewigkeit und die Kraft der Sterne auf sich einwirken.

Sie atmete tief ein, sammelte alle ihre Energien und konzentrierte sich

auf den blauleuchtenden Kristall.

Sie spürte die rasende Wut der fremden Macht, ihren Hunger, ihre Gier nach Vernichtung und Leben, und sträubte sich nicht länger. Ja, sie zog all diese dunklen Kräfte auf sich, sog sie in sich ein und gab sie im Bruchteil einer Sekunde durch den Assyrkristall wieder frei.

Einen Herzschlag lang spürte sie noch die Verblüffung der Macht, die sie übertölpelt hatte, dann verlor sie endgültig die Besinnung.

* * *

»Wasser«, sagte ich zornig. »Nichts als Wasser! Verdammt nochmal, Sill, ich kann es nicht mehr sehen!« In meiner Stimme waren eine gehörige Portion Wut und ein Vorwurf, von dem ich wußte, daß ich Sill damit unrecht tat, weil sie nichts für diesen Umstand konnte. Aber ich mußte einfach irgend jemanden haben, auf den ich meine schlechte Laune abladen konnte. Und seit annähernd einer Woche war Sill der einzige jemand in meiner Nähe – sah man von den unfreundlichen Bewohnern dieses unterirdischen Ozeanes ab, auf dem unser Floß dahintrieb. Gottlob hatten wir sie bisher nur aus der Ferne gesehen, und das war auch gut so. Die Wesen, die dieses Meer bevölkerten, gehörten größtenteils zu jener unfreundlichen Spezies, die man entweder aus sicherer Entfernung oder nur ein einziges Mal sieht. Wenn sie dabei sind, einen aufzufressen.

Außerdem hatte ich Angst. Zu trinken hatten wir genug, aber die Lebensmittel, die wir mitgenommen hatten, waren vor drei Tagen zur Neige gegangen, obwohl Sill und ich sehr sparsam gewesen waren, und noch immer war kein Land in Sicht. Wenn ich Kurs und Geschwindigkeit auch nur halbwegs richtig eingeschätzt hatte, mußten wir uns längst unter dem europäischen Festland befinden. Aber dieser bizarre Ozean schien kein Ende zu nehmen.

Vor meinem geistigen Auge erschien das Bild einer Wasserwelt, die sich wie jene russischen Puppen, von denen eine in der anderen steckt, unter der Oberfläche unserer Erde erstreckte. Und zwar unter der gesamten Oberfläche, was natürlich Unsinn war. Es gab Verbindungen. Letztlich waren wir durch eine dieser Verbindungen hier herab gekommen. Aber letztlich spielte es keine Rolle, ob wir nun auf einem dreitausend oder einem dreißigtausend Meilen messenden Ozean verhungerten.

Zornig vertrieb ich den Gedanken, lehnte mich mit hinter dem Kopf

verschränkten Händen zurück und starrte den Himmel an, der nichts anderes war als die Decke einer jeder Beschreibung spottenden Höhle. »Ich gäbe meinen rechten Fuß für ein Stück trockenen Bodens«, seufzte ich.

Sill antwortete noch immer nicht - aber sie drehte sich zu mir um und sah mich an. Ich erschrak, als ich die tiefen Furchen sah, die die vergangene Woche in ihr Gesicht gegraben hatte. Plötzlich kam mir zu Bewußtsein, daß sie tausendfach stärker unter diesem entsetzlichen Ozean leiden mußte als ich. Sie war ein Mensch, der in der Wüste aufgewachsen war. Allein der Anblick einer solch ungeheuren Menge Wasser mußte sie zutiefst erschrecken.

»Es tut mir leid«, sagte ich.

Sill lächelte, schüttelte den Kopf und schwieg weiter. Aber in ihren Augen glomm ein sonderbar warmes Licht auf. Sie beugte sich zu mir herüber und strich mir sanft mit der Hand über den Arm.

»Vielleicht sollten wir zurückfahren«, murmelte ich.

»Zurück? Gegen die Strömung?«

»Warum nicht?« Ich wußte, daß ich Unsinn redete, aber ich sprach trotzdem weiter. »Es wäre möglich. Wir könnten aus deinem Burnus ein Segel machen und versuchen, vor dem Wind zu kreuzen.«

»Das geht?« erwiderte Sill verwundert.

»Ein guter Seemann kann gegen einen Sturm anfahren, wenn es sein muß«, sagte ich überzeugt.

Zum ersten Male seit vier oder fünf Tagen lächelte Sill. »Bist du ein guter Seemann?«

Ich zog es vor, nicht darauf zu antworten, und versank wieder in dumpfes Brüten. Ich war müde. Neben dem Hunger war die Langeweile der größte Feind auf dieser Fortsetzung unserer mit einem Male gar nicht mehr phantastischen, sondern höchst lebensgefährlichen Reise. Wie so oft hatte ich mir eine etwas längere Pause oder wenigstens eine etwas geruhsamere Episode in dieser Serie gewünscht. Jetzt, als sie da war, hätte ich sie liebend gerne gegen eine handfeste Rauferei mit einem von Nizars Mumienkriegern eingetauscht.

»Wir werden es schon schaffen«, sagte Sill nach einer Weile. Sie sagte

es zum ungefähr tausendsten Male, seit wir uns diesem wackeligen Floß und dem Ozean anvertraut hatten. Die ersten zweihundertfünfzig Mal hatte ich ihr sogar geglaubt.

»Natürlich, Liebes«, murmelte ich. »Und wahrscheinlich schneller, als wir glauben.« Ich gähnte.

Ein ganz sachter Ruck ging durch unser Floß.

Ich blinzelte, sah auf und starrte mißtrauisch über das Meer. Nichts. Wahrscheinlich hatte ich mir die Erschütterung nur eingebildet.

Ein zweiter, schon etwas härterer Schlag traf das Floß, und diesmal setzte sich auch Sill kerzengerade auf. Mein Herz schlug ein wenig schneller, als ich mir vorzustellen versuchte, was diese Erschütterungen ausgelöst haben mochte. Vielleicht nur ein unterseeisches Beben. Vielleicht aber auch ein unfreundlicher Bewohner dieses Ozeans, der aus seinem Schlaf hochgeschreckt war und sich die Flossen oder sonstwas rieb, während er sein Frühstück betrachtete, das da auf einem viereckigen Tablett aus aneinandergebundenem Riesenbambus herangeschwommen kam. Ohne daß ich mich gegen die Vorstellung wehren konnte, sah ich plötzlich das Bild des Ozeanes vor mir, wie er sich hob, zu grünschwarzen Hornplatten gerann und einen droschkengroßen Schädel ausspie.

»Du hast recht, Sidi«, sagte Sill leise. Ihre Hand kroch zum Schwert; eine Bewegung, die ganz unbewußt kommen mußte, denn gegen die Ungeheuer, die diese unterseeische See bewohnten, waren unsere Waffen reichlich nutzlos. »Möglicherweise sogar sehr viel schneller.«

Ich kam nicht einmal mehr dazu, sie zu fragen, wie sie ihre Bemerkung gemeint hatte.

Denn im gleichen Moment, in dem ich mich herumdrehte, um in die Richtung zu blicken, in die ihr ausgestreckter Arm wies, explodierte die See.

* * *

Mereda erwachte, als ihr jemand mit einem feuchten Tuch über das Gesicht strich. Sie öffnete die Augen und sah das besorgte Gesicht ihrer Dienerin Xird über sich.

»Was war das?«, fragte die Greisin mit zitternder Stimme.

Im ersten Moment begriff Mereda nicht einmal, was Xird überhaupt meinte. Ihr Kopf war wie leergefegt. Dann schlug die Erinnerung mit schmerzhafter Wucht über ihr zusammen. Sie stöhnte, murmelte eine Verwünschung und quälte sich mit schmerzverzerrter Miene hoch. Ihre Hände, die den Assyrkristall gehalten hatten, waren verbrannt.

Aber sie vergaß den Schmerz sofort, als sie an Xird vorbei in den Saal blickte.

Der Beschwörungssaal bot einen entsetzlichen Anblick. Große Teile des Bodens und der Wände waren von einem schwarzschillernden, öligen Belag bedeckt, der einen bestialischen Gestank verströmte. Eine der mächtigen Säulen ragte in bizarrer Weise verkrümmt gegen die Decke, von der in feinen Fäden Staub und Verputz rieselten. Dort, wo der Kreis gestanden hatte, war der Boden verbrannt, mehr noch, geschmolzen und zu mattblinkendem, schwarzen Glas erstarrt. Die Mitglieder des magischen Kreises waren spurlos verschwunden.

An der Stelle, an der Carda gestanden hatte, gähnte jetzt ein flacher, mit glasig erstarrter Lava gefüllter Krater, als hätten sich die verheerenden Energien des Ancen-Dämons dort mit besonderer Wut entladen.

Vielleicht, dachte Mereda schaudernd, war es einfach Glück gewesen. daß der Kampfdämon der verhaßten Feinde sich im ersten Moment auf die alte Kreisversteherin konzentrierte, die er ganz instinktiv als die gefährlichste Gegnerin eingeschätzt haben mußte. Hätte er die entsetzlichen Kräfte, die Carda verschlungen hatten, direkt auf sie gerichtet, dann wäre auch von der Adeptin Mereda jetzt nichts mehr geblieben als ein flacher Krater im Boden.

Dann sah sie etwas, was sie für einen Moment selbst ihr Entsetzen vergessen ließ.

Auf der ihr zugewandten Seite des verbrannten Steinkreises, dort, wo sie gelegen haben mußte, ehe Xird sie fand und fortschleifte, war ein Flecken des Bodens nicht verbrannt. Ein Fleck, der ziemlich genau die Umrisse eines menschlichen Körpers hatte.

Ihres Körpers...

»Mereda.« Xird legte besorgt die Hand auf ihren Arm, und die Berührung und die Worte der Alten riefen Mereda wieder in die Gegenwart zurück. Sie stand auf und drehte sich zu den überlebenden

Mitgliedern des Kreises um, den Adepten, die nur zuschauen durften; die nicht im Kreis gewesen waren, als der Kampfdämon angriff...

Sie las nichts als Angst und Wahnsinn in den weit aufgerissenen Augen der zumeist noch sehr jungen Männer und Frauen; einen Schrecken, der tiefer war als alles, was ein Angehöriger des Conden-Turmes jemals empfunden hatte. Mereda fühlte Mitleid in sich aufsteigen. Mitleid mit diesen Knaben und Mädchen, die kaum die Schwelle zum Erwachsensein überschritten hatten.

Und das sind also alle, dachte sie matt. Ein Dutzend Kinder, auf deren Schultern nun in Zukunft das Schicksal eines ganzen Volkes ruhen soll. Und sie selbst, kaum an der Schwelle angelangt, hinter der ihre wahre Begabung lag, sie selbst würde nun die Stelle Cardas einnehmen müssen, mit allen Pflichten und Verantwortungen. Sie hatte es sich gewünscht. Oh, wie sehr hatte sie diesen Augenblick herbeigesehnt, in ihren Träumen und Hoffnungen, den Moment, in dem sie, Mereda, die Kreisversteherin war, die Herrin des Conden-Turmes und uneingeschränkte Beherrscherin seines Volkes.

Jetzt spürte sie nichts als Entsetzen. Sie las das stumme Flehen in den Augen der Adepten, die mit Angst gemischte Hoffnung, mit der das Dutzend Kinder sie ansah, und sie fühlte nichts als eine große, entsetzlich kalte Leere. Wie sollte sie diese Last tragen, allein, ohne Lehrmeisterin, ohne jemanden, der ihr sagte, was sie tun sollte? Am liebsten hätte sie geweint. Aber nicht einmal mehr das durfte sie. Sie mußte Stärke zeigen.

Obwohl Mereda tief in ihrem Innern einen bohrenden Schmerz über die Niederlage des Magierkreises des Turmes – ihres Turmes – empfand, galt diese Trauer nicht den Leuten, die in ihren Augen für diese Schmach verantwortlich waren, sondern allein der Idee, die sie verkörpert hatten. Ganz egal, was geschah – der Conden-Turm mußte weiterbestehen.

Mit einer knappen Bewegung winkte sie Xird an ihre Seite.

»Rufe Madur zu mir«, sagte sie. »Er muß noch heute mit seinen Sree aufbrechen und den Ancen-Turm angreifen.«

»Heute?« Xirds Gesicht spiegelte Unglauben, dann Schrecken. »Aber Mereda... Herrin! Nach allem, was –«

»Gerade nach dem, was geschehen ist«, unterbrach sie Mereda, hart und ganz bewußt so laut, daß alle anderen ihre Worte verstehen mußten. »Sie halten uns für geschlagen. Für gelähmt vor Schrecken.

Wir dürfen ihnen keine Chance geben, den Schlag, den sie uns versetzt haben, auszunutzen. Sie werden bezahlen, Xird, das schwöre ich dir.«

»Wir sind verloren«, stammelte Xird, als hätte sie Meredas Worte gar nicht gehört. »Was soll nur aus uns werden? Ohne Carda und die anderen sind wir den Ancen-Leuten hilflos ausgeliefert.« Eine einzelne Träne rann aus ihrem Augenwinkel und malte eine Spur in den Staub auf ihren Zügen.

Mereda schlug sie. Nicht sehr hart, aber mit aller Verachtung, die sie aufbringen konnte. Innerlich hatte sie das Gefühl, zu sterben. Xird war immer gut zu ihr gewesen. Beinahe so etwas wie eine Freundin. Aber es mußte sein.

»Schweig, du dummes altes Weib!« rief sie. »Noch heute werden wir einen neuen Kreis bilden. Die Leute stehen bereit. Tumral, Alina, Gerem, Ossdh und einige andere sind nicht schwächer, als es die alten Kreismitglieder waren. Ich muß sie nur zu einem Kreis vereinigen.« Sie sah aus den Augenwinkeln, wie die, deren Namen sie genannt hatte, zusammenfuhren. Aber der Stolz, mit dem sie die Worte erfüllen sollten, blieb aus. Mereda gewahrte nur Verwirrung und Furcht. Sie sind Kinder! dachte Mereda entsetzt. Nichts als Kinder! Wie soll ich mit ihnen einen Krieg führen?

Aber wieder zeigte sich auf ihren Zügen nur ein Lächeln. »Los«, befahl sie, »säubert den Saal und macht alles bereit, damit ein neuer Kreis gebildet werden kann!«

Ihre bewußt übertrieben zur Schau gestellte Zuversicht zeigte tatsächlich die erhoffte Wirkung. Niemand widersprach, und innerhalb weniger Minuten stand auch Madur vor ihr, ein noch junger, kräftiger Mann in einem metallverstärkten Lederpanzer. Xird mußte ihn direkt aus den Sreequartieren geholt haben, denn ihm haftete der noch scharfe Geruch der Echsen an. Er salutierte lässig vor Mereda und blickte sie aus seinen hellblauen Augen durchdringend an.

Mereda musterte sein breitflächiges Gesicht, dessen stupider Ausdruck die Intelligenz des Mannes vollkommen verbarg, und nahm sich vor, Madur niemals zu unterschätzen. »Du hast gehört, was geschehen ist?« fragte sie knapp.

»Nicht direkt«, brummte Madur. »Aber es ist schwer zu übersehen. Sie sind alle tot?«

»Alle«, antwortete Mereda knapp. »Aber noch sind wir nicht geschlagen. Du wirst den Ancen-Turm angreifen. Noch heute.«

Sie hatte mit Widerspruch, zumindest Überraschung gerechnet, doch Madur zog nur eine grimmige Grimasse und schlug mit der rechten Hand an den Griff seines Schwertes.

»Du hast recht, Mereda«, sagte er. »Wir müssen zuschlagen, bevor die Ancen-Leute ihren Vorteil ausnützen können. Ich halte es für besser, es gehen einige Sree-Regimenter vor die Hunde, als daß wir die Feinde im Conden-Turm sehen. Außerdem muß sofort ein neuer Magierkreis ins Leben gerufen werden.« Er grinste hämisch. »Ich nehme an, daß du bereits entsprechende Pläne hast. Oder solltest du darauf verzichten, das Lied der Macht zu singen?«

Meredas Gesicht verdunkelte sich vor Zorn, während sich ihre rechte Hand unwillkürlich um den blauen Kristall auf ihrer Brust schloß. Nur die neue Kreisversteherin war berechtigt, das Lied der Macht anzustimmen. War sie so leicht zu durchschauen? Sie fragte sich, ob sie Madur als Feind ansehen mußte. Doch sein Gesicht blieb unbewegt, als er ihre Antwort vernahm.

»Ich werde es singen!«

»Gut«, sagte Madur. »Wäre es nach mir gegangen, hätte ich den Ancen-Hunden schon längst eine Lektion erteilt. Aber Carda war schwach.« Wieder grinste er, und wieder wirkte es abstoßender als zuvor. »Wir werden uns gut verstehen, denke ich. Noch ehe du das Lied beendet hast, wird es keinen Ancen-Turm mehr geben.«

* * *

Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich ein gleißendes Licht zu erkennen, das wie eine winzige böse Sonne sehr tief unter dem Meeresspiegel aufglomm. Dann zerbarst das Meer, als wäre es von einer unsichtbaren Götterfaust getroffen. Eine Säule aus Wasser und Schaum und schwarzem Schlamm erhob sich brüllend zwei-, dreihundert Yards weit in die Höhe und fächerte zu einem Pilz auseinander. Ich sah der Woge, die sich vom Fuß der Wassersäule her ausbreitete, mit fast wissenschaftlichem Interesse zu. In einer täuschend langsam wirkenden Bewegung rollte sie heran, hob das Floß ganz sacht in die Höhe –

und dann traf ein ungeheurer Schlag unser Gefährt, schleuderte es empor und ließ es um alle drei Achsen gleichzeitig wirbeln. Himmel und Meer vollführten einen irrsinnigen Veitstanz um mich herum, für einen Moment hatte ich das bizarre Gefühl, direkt in den Himmel

hinaufzustürzen, dann sah ich Sill, die mit hilflos schlagenden Gliedern an mir vorüberfiel wie ein großer schwarzer Vogel, dann das Meer…

Der Aufprall war entsetzlich.

Wer immer behauptet hat, Wasser habe keine Balken, ist noch nie aus zwanzig Yards Höhe ins Meer gestürzt. Es war, als fiele ich auf eine Glasscheibe herab, die unter mir zerbarst. Wie ein Stein sank ich gut zehn Yards weit in die Tiefe, spürte den Wasserdruck. Ein ungeheurer Sog packte mich, wirbelte mich herum, schleuderte mich wieder in die Höhe und aus dem Meer heraus.

Ich fiel so schnell zurück, daß ich kaum Zeit für einen hastigen Atemzug fand.

Diesmal versank ich nicht ganz so tief, und diesmal war ich geistesgegenwärtig genug, hastige Schwimmbewegungen zu machen, die mich wieder an die Oberfläche tragen sollten.

Wie gesagt: sollten.

Es ging nicht.

Eine unsichtbare Kraft zerrte an meinen Beinen, riß mich herum und weiter in die Tiefe. Der Druck auf meine Lungen wurde unerträglich. Die Wassergrenze glänzte wie ein zerbrochener Silberspiegel über mir, unendlich weit. Und sie entfernte sich immer weiter.

Meine Sinne begannen zu schwinden. Ich spürte, wie meine Bewegungen schwächer wurden und der Sog mich immer heftiger herumwirbelte, sah Farben und Formen wie in einem irrsinnigen Kaleidoskop um mich herumwirbeln, dann etwas Schwarzes, Großes, das mir vage vertraut vorkam, das ich aber nicht mehr einzuordnen wußte. Dann ergriff irgend etwas meinen Fuß und zerrte daran.

Plötzlich war das tobende Wasser verschwunden. Harter Fels schrammte an meinem Gesicht entlang, etwas Weiches, Ekelhaftes berührte meine Hände.

Und dann konnte ich atmen.

Länger als zwei Minuten saß ich einfach da, den Kopf gegen den Felsen gepreßt und mit geschlossenen Augen, und sog gierig den Sauerstoff in meine gemarterten Lungen. Ich hockte noch immer bis zu den Hüften im Wasser, jeder einzelne Knochen im Leib tat mir weh,

und der Boden unter meinen Füßen zitterte. In meinen Ohren war ein apokalyptisches Dröhnen und Rauschen, zweifellos der Lärm des Riesenstrudels, der mich in die Tiefe gezerrt hatte. Aber ich konnte atmen, und das war alles, was zählte.

Es dauerte sehr lange, bis ich mir meiner Umgebung wieder halbwegs bewußt wurde. Der Felsspalt, in den Sill mich gezerrt hatte, war breiter, als ich im ersten Augenblick angenommen hatte. Er bot nicht nur festen Halt und eine Luftblase (wo immer sie herkommen mochte), sondern auch Schutz gegen das Wasser, das nur wenige Zentimeter hinter mir vorbeistürzte; ein bizarrer Wasserfall unter der Meeresoberfläche. Ich hörte Sills Stimme, daß der Spalt in einen anderen Raum führen würde, versuchte zu antworten und bekam nur ein würgendes Keuchen heraus. Und sie sprach von einer Gefahr, die auf uns lauerte. Aber das war mir in diesem Augenblick völlig egal. Ich war so fertig, daß ich nicht einmal mehr denken konnte. Ich rang gequält nach Luft, und versuchte irgendeine Stelle an meinem Körper auszumachen, die nicht weh tat.

An Sill dachte ich erst wieder, als mir plötzlich zu Bewußtsein kam, daß ich allein war. Warum hatte sie nicht auf mich gewartet?

Mühsam richtete ich mich auf, fuhr mir mit beiden Händen über die Augen und versuchte, in dem dämmerigen Halbdunkel irgendwelche Einzelheiten zu erkennen.

Viel gab es ohnehin nicht zu sehen. Der Felsspalt verlief noch ein Stück geradeaus und erweiterte sich dann zu einer Höhle, in der ich jedoch keine Einzelheiten ausmachen konnte. Es mußte eine pure Laune der Natur sein, daß es atembare Luft in diesem unterseeischen Riff gab. Vielleicht auch ein schlechter Witz, denn ich begann mich zu fragen, wie um alles in der Welt wir hier jemals wieder herauskommen sollten.

Ich vertrieb den Gedanken, stieß mich müde von der Wand ab und rief Sills Namen. Die einzige Antwort, die ich bekam, war ein hohles, vielfach gebrochenes Echo.

Vorsichtig ging ich auf den Höhleneingang zu, blieb abermals stehen und lauschte, vernahm aber immer noch nichts außer dem allmählich nachlassenden Grollen des Strudels und dem ganz und gar nicht nachlassenden Hämmern meines eigenen Herzens. Ich rief abermals nach Sill, wartete einen Moment und ging vorsichtig weiter, als wieder die Antwort ausblieb.

Das Wasser wurde flacher, je tiefer ich in die Höhle eindrang. Ich konnte noch immer nicht viel von meiner Umgebung wahrnehmen; alles, was mehr als zehn oder zwölf Yard entfernt lag, verschwamm in einem sonderbar unangenehmen, hellblauen Licht, das den gesamten Hohlraum erfüllte, ohne daß ich seine Quelle wahrzunehmen vermochte. Ich erkannte lediglich, daß die Höhle sehr groß sein mußte.

Dafür sah ich Sills Spuren um so deutlicher. Sie führten vor mir über den erstarrten Lavafelsen, machten einen Knick nach rechts und verschwanden in einem dreieckigen Felsspalt.

Hinter dem roh aus dem Felsen gebrochenen Eingang erstreckte sich ein mannshoher, sorgsam bearbeiteter Tunnel mit dreieckigem Querschnitt. Die Wände waren übersät mit sonderbar anmutenden Reliefarbeiten. Die meisten zeigten Dinge, die zu beschreiben ich keine Worte fand, einige auch fisch- oder froschähnliche Kreaturen. Und alle waren mit großer Kunstfertigkeit in die harte Lava gekratzt.

Diese Höhle unter dem Meer war bewohnt!

Beunruhigt drehte ich mich einmal um meine Achse, widerstand gerade noch der Versuchung, laut Sills Namen zu rufen, und schlich auf Zehenspitzen weiter.

Der Gang erstreckte sich noch gute fünfzig, sechzig Schritt weiter, wobei er sanft aber beständig in die Tiefe führte und schließlich vor einer kurzen, sonderbar asymmetrischen Treppe endete. Ich ging die Stufen hinab, duckte mich unter dem niedrigen Sturz an ihrem Ende hindurch und fand mich unversehens in einem Raum wieder, der wie das Innere einer kleinen Pyramide aussah. Vor mir stand ein mächtiger Steinklotz, der mich vage an einen ägyptischen Sarkophag erinnerte, aber weit fremder und irgendwie bedrohlich wirkte. Der große, blaue Kristall, der das Kopfende des Sarkophagdeckels zierte, strahlte ein diffuses blaues Licht aus, das den Raum erleuchtete und seinen Wänden das Aussehen von geschmolzenem Stahl verlieh.

Allerdings schenkte ich in diesem Augenblick weder dem Kristall oder dem bizarren Sarkophag mehr als einen flüchtigen Blick, sondern blickte erschrocken auf Sill, die zusammengekrümmt auf dem Boden lag. Ein schlanker hölzerner Pfeil ragte aus ihrer rechten Schulter.

Und um sie herum standen vier bedrohlich wirkende Gestalten, die im gleichen Moment zu mir herumgefahren waren, da ich den Raum betreten hatte. Einer von ihnen legte eben wieder einen Pfeil auf die

Sehne seines Bogens, während die drei anderen nur mit langen, eigentümlich nach vorn gekrümmten Messern bewaffnet waren. Allerdings konnte sich jeder einzelne der vier altertümlich gekleideten Krieger eines Körperbaus rühmen, der eine Waffe so gut wie überflüssig machte.

Es war keiner darunter, der kleiner als zwei Meter gewesen wäre. Ihre muskelbepackten Körper schienen die ledernen Riemenpanzer sprengen zu wollen, in die sie hineingezwängt waren; und was ihnen an aktiver Bewaffnung fehlte, machten sie durch ihre Rüstung wett – es gab kaum einen Inch auf dem schwarzen Leder ihrer Panzerung, der nicht mit rasiermesserscharfen Dornen und Widerhaken gespickt gewesen wäre. Wenn ich überhaupt eine Chance hatte, Sills Leben – und mein eigenes – zu retten, dann nur, wenn ich den Vorteil der Überraschung nutzte.

Ich schnellte auf die Krieger zu und gab dem Kerl mit dem Bogen einen Fußtritt, der ihn haltlos zurücktaumeln ließ. Noch im Fallen klammerte ich mich an den dornigen Schienbeinschutz des zweiten, riß mir die Hände daran blutig und ihn mit einem kraftvollen Ruck von den Füßen.

Dann waren die beiden anderen über mir. Der eine versetzte mir einen Fußtritt in die Rippen, während der andere einen kurzen, sehr harten Haken auf meinen Magen abschoß, der mir auch noch das letzte bißchen Luft aus den Lungen trieb. Für einen Moment wurde mir schwarz vor den Augen.

Seltsamerweise verzichteten sie darauf, mich mit ihren Messern aufzuschlitzen, sondern ließen die Waffen fallen und ergriffen mich mit bloßen Händen.

Aber es waren Hände, in denen eine ungeheuerliche Kraft steckte.

Ich schrie vor Schmerz, als ich den erbarmungslosen Griff der beiden Riesen spürte, bäumte mich verzweifelt auf und versuchte meine Arme loszureißen. Ein harter Schlag traf meine Schläfe und raubte mir um ein Haar die Besinnung. In einer Bewegung, die nurmehr ein reiner Reflex war, zog ich die Beine an und stieß dem vor mir stehenden Kerl die Füße gegen den Leib. Er fiel, sprang aber sofort wieder hoch und kam mit drohend vorgestrecktem Dolch näher.

Eine Sekunde später war er fort, zusammen mit der Hand, die ihn gehalten hatte, und der Mann starrte aus verblüfft geweiteten Augen auf seinen Armstumpf, aus dem dunkles, fast schwarzes Blut quoll.

Dann wich der Ausdruck von Unglauben in seinem Blick jähem Schmerz. Er schrie auf, drehte sich halb um seine Achse und brach zusammen.

Sill fuhr auf der Stelle herum, durchbohrte den Mann rechts neben mir mit ihrem Schwert und versetzte noch aus der gleichen Bewegung heraus dem anderen einen Ellbogenstoß, daß sein Schuppenpanzer knirschte und er ins Wanken geriet. Ich half der Entwicklung noch ein wenig nach, indem ich mich mit meinem gesamten Körpergewicht auf ihn warf, zerrte ihn zu Boden und legte alle Kraft in einen einzigen, verzweifelten Hieb.

Es war ein Gefühl, als schlüge ich gegen massiven Stahl.

Ein greller Schmerz schoß durch meine Hand und lähmte sie, aber das mörderische Funkeln in den Augen des Kriegers erlosch. Seine Hände lösten sich endlich von meinem Oberarm.

Als ich von ihm herunterkroch und aufstand, zog Sill gerade ihren Säbel zwischen den Rippen des dritten Angreifers hervor. Schweratmend richtete sie sich auf, preßte die Hand gegen die verletzte Schulter und drehte sich herum. Ein dunkler, häßlicher Fleck begann sich auf ihrem Burnus auszubreiten. Trotzdem humpelte sie auf mich zu und hob ihr Schwert, um auch noch den vierten Mann zu töten.

»Laß ihn«, sagte ich leise.

Sill erstarrte mitten in der Bewegung, sah mich beinahe feindselig an und versuchte, mich aus dem Weg zu schieben, aber ihre Kraft reichte nicht mehr. Sie leistete kaum noch Widerstand als ich ihr die Waffe aus der Hand nahm und sie mit sanfter Gewalt zurückdrängte, bis sie sich auf den Sarkophag setzte. Der dunkle Fleck über ihrer Schulter wurde größer.

»Töte ihn«, murmelte sie. »Du mußt ihn… erschlagen.«

Ihre Stimme zitterte. Kalter, feinperliger Schweiß bedeckte ihre Stirn.

»Wozu?« fragte ich, während ich schon dabei war, ihren Burnus zu öffnen. »Er wird uns nichts mehr tun. Jedenfalls im Moment nicht.«

Sill wollte widersprechen, preßte dann aber nur wütend die Lippen aufeinander und blickte den Bewußtlosen haßerfüllt an, und auch ich schluckte die Bemerkung, die mir auf den Lippen lag, im letzten Moment herunter. Alles war so unglaublich schnell gegangen, daß ich

noch gar nicht richtig begriffen hatte, was wirklich geschehen war. Und ich war jetzt so lange mit Sill zusammen, daß ich zu vergessen begann, wer sie war. Ihr Name lautete Sill el Mot, was nichts, anderes bedeutete als Schatten des Todes. Trotz der Wunde in ihrer Schulter hatte sie die drei bizarren Krieger innerhalb weniger Sekunden getötet.

Vielleicht, dachte ich schaudernd, sollte ich öfter daran denken, wer sie war.

Aber ich war mir ja nicht einmal sicher, ob ich es wirklich wußte.

Sill sog scharf die Luft zwischen den Zähnen ein, als ich behutsam den Stoff zurückzog und ihre Schulter entblößte.

Die Wunde sah schlimm aus. Der Pfeil hatte ihre Schulter glatt durchschlagen und ragte schräg nach oben aus ihrem Bizeps, blutig und mit einwärts gebogenen Widerhaken besetzt. Und trotzdem, dachte ich schaudernd, hatte sie noch Glück gehabt. Wäre der Schuß etwas weniger kraftvoll gewesen, so daß der Pfeil ihre Schulter nicht durchschlagen, sondern im Fleisch steckengeblieben wäre, hätte ich ihr eher die halbe Schulter weggerissen, als das Geschoß herauszubekommen.

»Brich ihn ab«, sagte Sill mit zusammengebissenen Zähnen.

Ich blickte sie unsicher an, versuchte zu lächeln und packte das vordere Ende des Pfeiles mit beiden Händen.

Sill schrie auf und klammerte sich an meinen Schultern fest, als das schlanke Holz brach.

»Mach... weiter«, stöhnte sie. Ihre Augen hatten einen fiebrigen Glanz angenommen. Ob die Wunde gefährlich war oder nicht, die Schmerzen mußten entsetzlich sein.

Ich fuhr mir nervös mit der Zungenspitze über die Lippen, streckte die Hand nach dem Pfeil aus – und zog sie wieder zurück.

»Es... wird sehr weh tun«, sagte ich. »Ich glaube, es ist besser, wenn ich dich magisch betäube.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich muß bei Bewußtsein bleiben. Vielleicht... waren die Kerle nicht allein.« Sie stöhnte leise und biß die Zähne zusammen. »Außerdem solltest du deine Kräfte sparen.«

Ich sah Sill beinahe flehend an. Alles in mir weigerte sich, den blutigen Pfeil noch einmal zu berühren und ihr neue Schmerzen zuzufügen. Ich schloß für einen Moment die Augen, um neue Kraft zu sammeln. Ein Gefühl immer stärker werdender Übelkeit breitete sich in meinem Magen aus.

Als ich die Augen wieder öffnete, hatte sich Sill aufgerichtet und den Pfeilschaft mit der linken Hand umklammert.

»Was??!« keuchte ich.

Sill bäumte sich auf, stieß einen gellenden Schrei aus – und zog den Pfeil mit einem einzigen, harten Ruck aus ihrer Schulter.

Ich konnte gerade noch rechtzeitig hinzuspringen, um sie aufzufangen, als sie das Bewußtsein verlor. Was sie hatte vermeiden wollen, war nun doch eingetreten. Ich konnte mich über ihren Dickschädel nur ärgern – warum hatte sie meine Hilfe abgelehnt?

Einen Moment lang hielt ich sie einfach in den Armen, sah mich hilflos um und bettete sie schließlich in Ermangelung eines besseren Platzes auf den Sarkophag. Ihre Schulter blutete heftig, so daß ich einen Streifen aus meinem Hemd riß und einen Verband improvisierte. Sill stöhnte vor Schmerz, während ich versuchte, die Blutung zum Stillstand zu bringen, wachte aber nicht auf, und nach einer Weile wurde der Blutstrom tatsächlich dünner und versiegte dann ganz. Schließlich beruhigte sich auch ihr hektisch rasender Pulsschlag ein wenig.

Ich richtete mich auf, drapierte ihren Burnus so, daß der schwere Stoff die verwundete Schulter nicht berührte, und sah mich unschlüssig in der Kammer um. Der Mann, den ich niedergeschlagen hatte, regte sich noch immer nicht, aber ich hatte für den heutigen Tag wahrlich genug von unangenehmen Überraschungen. Ich ging zu ihm, löste ein paar Lederriemen aus seinem sonderbaren Panzer und band seine Hände und Füße damit zusammen. Erst dann nahm ich mir die Zeit, mich genauer in der Kammer umzusehen.

Es gab nicht viel zu entdecken. Der Raum war leer bis auf den Sarkophag und den blauen Kristall, und abgesehen von der Tür, durch die ich selbst gekommen war, gab es auch keinen anderen Ausgang. Was bedeutete, daß die Fremden auf dem gleichen Weg hier hereingekommen sein mußten, wie Sill und ich.

Obwohl mich allein der Anblick schaudern ließ, bückte ich mich nach einem der Dolche und schob ihn vorsichtig unter meinen Gürtel. Das

Metall fühlte sich eisig an, obgleich es hier drinnen eher zu warm als zu kalt war.

Ich überzeugte mich davon, daß der Mann gut verschnürt war, ging zu Sill zurück und beugte mich über sie. Ihr Atem ging jetzt gleichmäßig und ruhig, obwohl ihre Stirn noch immer mit kaltem Schweiß bedeckt war. Ihre Hände zuckten unentwegt. Trotzdem verspürte ich fast so etwas wie Bewunderung für dieses schmale, so täuschend zart gebaute Mädchen. Sie war zäher als mancher Mann, den ich kannte. Aber sie hatte in den letzten Wochen auch mehr durchstehen müssen als so mancher Mann, den ich kannte...

Als ich mich aufrichtete, fiel mein Blick auf den blauen Riesenkristall am Kopfende des Sarkophages.

Und im gleichen Moment hörte ich das Flüstern...

Es war mit nichts zu vergleichen, was ich jemals erlebt hatte: ein überaus unangenehmes, raschelndes Hecheln tief in meinen Gedanken, keine Worte, keine Begriffe, keine irgendwie geartete Kommunikation. Es war ein Gefühl, als striche jemand mit rauhem Sandpapier durch meine Gedanken. Und trotzdem...

Fast gegen meinen Willen hob ich die Hand und berührte den kalten, blauen Stein.

Und ich sah... eine stahlblaue Kuppel, die sich wie ein künstlicher Himmel über zwei turmgekrönte Hügel spannte.

Zwischen den Türmen erstreckte sich ein undurchdringlicher Dschungel, in dessen Mitte ein dunkler See wie ein mattglänzendes Auge lag. Echsenhafte Krieger huschten unter dem grünen Blätterdach des Dschungels umher und hackten mit bizarren Waffen aufeinander ein, und zwischen den Reptilien tauchten immer wieder Männer in stachelbewehrten Lederpanzern auf. Ich konnte in diesem allgemeinen Gemetzel kein System erkennen; offenbar kämpfte einfach jeder gegen jeden. Einmal gerieten zwei der Männer aneinander und fochten, daß die Funken nur so stoben. Schließlich blieb einer liegen, und der Sieger winkte mehrere Affen zu sich, die anscheinend seine Untergebenen waren.

Ein blauer Blitz fuhr durch meinen Schädel. Das Bild vor meinem geistigen Auge zerstob, wurde zu wirbelndem Chaos, aus dem flammende Arme wie lodernde Feuersäulen schossen. Für einen winzigen Moment glaubte ich ein Gesicht inmitten des blaugleißenden Feuermeeres zu sehen; das Gesicht einer sehr jungen, sehr schönen

Frau.

Dann schien eine Miniatursonne direkt zwischen meinen Schläfen zu explodieren.

Ich spürte nicht einmal mehr, wie ich neben dem Sarkophag auf dem Boden aufschlug…

* * *

Mereda hatte sich nicht bewegt. Ihr Gesicht war wie eine Maske: starr, bar jeden Ausdrucks, völlig gefühllos. Nur ihre rechte Hand, die sich um den Assyrkristall zwischen ihren Brüsten gelegt hatte, hatte einmal gezuckt; nur ganz sacht und nur sehr kurz. Niemand, auch ein aufmerksamer Beobachter nicht, hätte es überhaupt bemerkt.

Nein – Mereda, die neue Kreisversteherin des Conden-Turmes, hatte sich in der Gewalt, ebensogut und vielleicht besser als Carda.

Aber in ihrem Inneren tobte ein Vulkan.

Die Verbindung war nur sehr flüchtig gewesen. Sie hatte das Bild des Fremden gesehen, eines Mannes von sehr sonderbarem Äußeren, klein, schlank, mit sehr heller Haut und Haaren im Gesicht, aber eindeutig menschlich, und einer seltsamen, gezackten weißen Haarsträhne, die ihm ein irgendwie geheimnisvolles Aussehen verlieh.

Aber es war nicht sein Äußeres, das sie so erschreckt hatte. Als Bewohnerin des Conden-Turmes, und als Adeptin erst recht, war sie bizarre Wesen gewohnt, und gegen die Sree war dieser sonderbare Fremde mit seinem bleichen Gesicht und den Haaren an der falschen Stelle geradezu eine Schönheit. Was sie so verstörte, war das, was sie hinter seinen fremdartigen Zügen gesehen hatte. Fetzen von Erinnerungen, Bilder, die so erschreckend wie faszinierend waren –

seine Herkunft…

Konnte es sein? dachte Mereda schaudernd. War es möglich, daß die alten Prophezeiungen doch wahr waren, obgleich sie alle, Carda eingeschlossen, stets nur darüber gelächelt hatten?

Konnte es sein, dachte sie erschrocken, daß er gekommen war?

* * *

Ich wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als ich das Bewußtsein zurückerlangte. Aber es konnten nicht mehr als ein paar Minuten gewesen sein, denn die Schramme, die ich mir beim Sturz auf den harten Boden an der Stirn zugezogen hatte, blutete noch. Ein unbestimmtes Gefühl von Gefahr wühlte in meinen Gedanken.

Ich stöhnte leise, öffnete die Augen und versuchte mich hochzustemmen, fand aber erst beim zweiten Anlauf die nötige Kraft dazu. Mühsam wandte ich den Kopf.

In der nächsten Sekunde war ich hellwach.

Nicht nur ich, sondern auch der Mann, den ich niedergeschlagen hatte, war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Und wenn ich mir eingebildet hatte, er stelle keine Bedrohung mehr dar, mit seinen auf den Rücken gefesselten Händen und den zusammengebundenen Füßen, so hatte ich mich verdammt getäuscht, denn der Bursche hatte die Zeit meiner Bewußtlosigkeit genutzt, sich wie ein Wurm auf mich zuzuschlängeln und -rollen, und ganz genau in dem Moment, in dem ich den Kopf wandte und ihn ansah, versuchte er sich samt seiner stachelbewehrten Rüstung über mich hinwegzurollen. Wenn es ihm gelang, würde ich hinterher aussehen, als wäre ich unter den Urgroßvater aller Rasenmäher geraten.

Entsetzt warf ich mich zurück, zerrte den Dolch aus dem Gürtel und stieß die Waffe nach vorn. Ich traf nicht und hatte auch nicht die Absicht gehabt, es zu tun, aber die Warnung war eindeutig. Der Krieger erschlaffte, ließ sich mit einem eindeutig enttäuscht klingenden Laut zurücksinken und starrte mich mit einer Mischung aus Furcht und mühsam unterdrückter Wut an.

Ich kroch hastig ein weiteres Stück zurück, richtete mich auf und sah zu Sill empor, um mich davon zu überzeugen, daß sie noch schlief, ehe ich mich wieder an den Krieger wandte. Der Dolch in meiner Hand kam mir mit einem Male lächerlich vor. Ich steckte ihn weg.

»Verstehst du meine Sprache?« fragte ich.

Ich hatte keine ernsthafte Hoffnung, eine wie auch immer geartete Antwort zu erhalten – aber zu meiner Überraschung nickte der gefesselte Riese.

»Warum sollte ich das nicht, du Ancen-Hund?« fauchte er. »Es ist nicht schwer, die Sprache von Tieren zu erlernen.«

»Ancen?« Ich runzelte demonstrativ die Stirn, ging – ein gutes Stück außer seiner Reichweite – in die Hocke und schüttelte übertrieben den Kopf. »Ich habe keine Ahnung, was ein Ancen-Hund ist«, erklärte ich ernsthaft. »Ich bin es jedenfalls nicht. Mein Name ist Robert. Das dort –« Ich deutete zum Sarkophag hoch. »– ist Sill el Mot. Meine... Gefährtin. Wie ist dein Name?«

»Madur«, antwortete mein Gefangener. Seine Augen blitzten haßerfüllt, doch ich glaubte auch eine ganz leise Spur von Verwunderung darin zu erkennen. »Das weißt du doch ganz genau«, fügte er wütend hinzu.

»Ich weiß nichts«, sagte ich, nun schon in eindeutig schärferem Ton. »Ich weiß weder, wer du bist, noch was das alles hier zu bedeuten hat. Geschweige denn, warum du uns töten wolltest.«

Madur lachte höhnisch. Jedenfalls versuchte er es. Aber seine Stimme klang eher unsicher als herablassend. »Ich – euch?« wiederholte er. »Mir scheint, du verwechselst da etwas, Robert.« Er sprach meinen Namen wie Robät aus, was mich zu einem neuerlichen, mißbilligenden Stirnrunzeln veranlaßte. »Wenn ich mich hier umsehe, sehe ich nur drei Leichen. Die meiner drei besten Krieger.«

»Wir haben uns gewehrt«, pflichtete ich ihm bei. »Hättest du das nicht getan, in unserer Situation? Ihr wart dabei, Sill zu töten.« Ich stand wieder auf, beugte mich über die Araberin und stellte erleichtert fest, daß ihr Atem schon weitaus ruhiger ging als noch vor Minuten. Die Wunde in ihrer Schulter hatte vollends zu bluten aufgehört.

Ich drehte mich wieder zu Madur um.

»Es tut mir leid, daß deine Männer sterben mußten«, sagte ich. »Umso mehr, da dies alles nichts als ein entsetzliches Mißverständnis zu sein scheint.«

Madur schnaubte. »Was gibt es da mißzuverstehen, Robät?«

Er machte eine zornige Kopfbewegung in die Runde. »Dies hier ist ein Heiligtum der Ancen-Honks, oder? Und ihr seid hier.«

»Ihr auch«, sagte ich ruhig.

Für einen Moment zeigte Madurs Gesicht nichts als Verwirrung. »Du –«

»Wir sind nicht die, für die du uns hältst«, unterbrach ich ihn. »Glaube

mir, Madur. Ich habe das Wort ›Ancen‹ vor zwei Minuten zum ersten Male in meinem Leben gehört – aus deinem Mund.«

»Aber ihr gehört auch nicht zu uns«, sagte Madur stur.

»Nein«, antwortete ich. »Wir kommen aus... von sehr weit her.«

»Sehr weit her?« In Madurs Stimme war plötzlich ein lauernder Ton, der mir gar nicht gefiel. »Wo soll das sein, Robät?«

»Aus einem anderen Land«, antwortete ich ausweichend. »Es ist sehr weit entfernt. Du hast sicher noch nicht von ihm gehört.«

»Aus einem anderen Land, so?« Madurs Blick war jetzt von einer Wut erfüllt, die ich mir nicht erklären konnte. »Du lügst! Und du scheinst mich für einen Idioten zu halten. Jedes Kind weiß, daß es nur den Conden-Turm gibt, und den Ancen-Turm. Wenn ihr also nicht zu uns gehört, dann müßt ihr von Ancen kommen.«

Ich wollte widersprechen, aber ich tat es nicht. Statt dessen ließ ich seine Worte ganz langsam noch einmal vor meinem inneren Ohr Revue passieren. Was hatte er gesagt:... daß es nur den Conden-Turm gibt, und den Ancen-Turm?

Sill stöhnte leise, und ich gewann ein paar wertvolle Sekunden damit, mich zu ihr umzuwenden und sie besorgt zu betrachten, ehe ich mich abermals zu Madur herumdrehte.

»Du glaubst also, die Welt bestünde nur aus diesen zwei Türmen«, vergewisserte ich mich.

»Und dem Dschungel dazwischen«, fügte Madur finster hinzu. »Jedes Kind weiß das.«

»Nimm an, ich wüßte es nicht«, sagte ich.

Madur schürzte die Lippen. »Dann bist du ein noch größerer Narr, als ich glaubte, Robät.«

Ich schluckte die wütende Antwort herunter, die mir auf den Lippen lag. »Nimm meinetwegen auch das an«, sagte ich gepreßt. »Tu einfach so, als hätte ich gerade die Augen aufgeschlagen und mein Gedächtnis verloren, vollkommen. Wie würdest du mir eure Welt beschreiben.«

»Sie ist...« Madur stockte, sah mich aus großen Augen an und blinzelte ein paarmal. »Unsere Welt?« vergewisserte er sich, als glaubte er,

nicht richtig gehört zu haben. Ich nickte.

»Es gibt die zwei Türme«, begann Madur stockend. »Conden und Ancen. In Ancen leben nur Tiere. Sie halten sich für Menschen, aber sie sind es nicht. Wir werden sie vernichten. Es wird nicht mehr lange dauern.«

Ich ignorierte die letzten drei Sätze. »Und?«

»Dazwischen liegt der Dschungel«, fuhr Madur verwirrt fort.

»Und?«

»Was – und?« murmelte Madur. »Es gibt kein und mehr, Robät. Nur die Türme und den Dschungel.«

Und endlich begriff ich.

Das Bild, das ich gesehen hatte, als ich den Kristall berührte, war Madurs Welt; eine winzige, völlig isoliert existierende Enklave, in der sich die beiden Türme erhoben, deren Bewohner offensichtlich Krieg gegeneinander führten. Sie wußten nichts von der Welt darüber, nichts von dem gewaltigen unterirdischen Ozean, der ihre Höhlenwelt bedeckte, und erst recht nichts von der noch gewaltigeren, unter einem freien Himmel existierenden Welt darüber. Den Gedanken, ihm all dies zu erklären, verwarf ich fast so schnell wieder, wie er mir gekommen war. Er hätte es nicht geglaubt. Wenn überhaupt, dann konnte ich ihm die Wahrheit nur in ganz kleinen Portionen beibringen.

»Und dieser Raum hier«, fuhr ich nach einer langen, nachdenklichen Pause fort, »gehört zum Territorium eurer Feinde. Der Ancen-Leute.«

Madur nickte. »Du wirst sie kennenlernen, wenn du wirklich die Wahrheit gesagt hast und nicht zu ihnen gehörst, Robät. Unser Eindringen ist nicht unbemerkt geblieben.« Er lachte leise. »Zumindest wirst du für den Mord an meinen Männern bezahlen. Sie werden nicht begeistert sein, daß wir ihr Heiligtum entweiht haben.«

Ganz instinktiv sah ich zur Tür. Ich dachte an die echsenhaften Kreaturen, die ich in meiner Vision gesehen hatte. Und ich verspürte keine besondere Lust darauf, auch nur auf ein einziges dieser Wesen zu stoßen. Geschweige denn auf eine ganze Armee.

»Kann ich dir trauen?« fragte ich leise.

Ein Ausdruck maßloser Verwirrung trat auf Madurs kantige Züge. »Trauen?«

»Du hast recht«, sagte ich. »Wir müssen hier weg. Du, weil die Ancen-Leute dich töten werden, wenn sie dich hier finden, und Sill und ich aus dem gleichen Grund. Wir sollten hier verschwinden, so lange wir es noch können. Aber ich brauche deine Hilfe. Also – kann ich dir trauen?«

Madur überlegte einen Moment. »Nein«, sagte er dann.

Nun – wenigstens war er ehrlich. »Dann zwingst du mich, etwas zu tun, was ich eigentlich vermeiden wollte«, sagte ich bedauernd. Ich kniete neben ihm nieder, drückte ihn mit einem Knie zu Boden und legte die gespreizten Finger der Rechten auf sein Gesicht; Zeige- und Ringfinger auf die Augen, den Mittelfinger auf eine bestimmte Stelle zwischen seinen Brauen.

Madur bäumte sich auf. »Gib mir wenigstens einen ehrenvollen Tod, du Hund!« heulte er.

»Ich habe nicht vor, dich zu töten, Madur«, antwortete ich ruhig. »Ganz im Gegenteil. Und nun beruhige dich.« Die letzten vier Worte unterstrich ich mit aller suggestiver Macht, die ich nur aufbringen konnte.

Und Madur beruhigte sich tatsächlich. Er hörte auf, sich gegen meinen Griff zu wehren. Ich konnte direkt sehen, wie die Spannung aus seinen Gliedern wich.

»Nun hör zu«, sagte ich leise. »Wir sind deine Freunde. Du wirst mir helfen, Sill hier herauszubringen, und du wirst mir helfen, zum Conden-Turm zu gelangen. Dort wirst du deinen König – oder was immer er ist – davon überzeugen, daß wir Fremde sind und mit eurem Krieg nichts zu schaffen haben. Ich brauche nur einen Arzt, der sich um Sill kümmert. Sobald sie gesund ist, gehen wir wieder.«

Ich zog die Hand zurück, richtete mich wieder auf und sah Madur prüfend an. »Also?«

»Du bist nicht unser Feind«, wiederholte Madur; leise und mit der sonderbar tonlosen Stimme eines Menschen, der nicht mehr Herr seines eigenen Willens war. Sein Blick schien mit einem Male leer. »Der Angriff tut mir leid, Robät«, fügte er hinzu. »Es war eine schreckliche Verwechslung. Ich weiß jetzt, daß du unser Freund bist. Unser Heilkundiger wird sich um die Wunden deiner Gefährtin

kümmern.«

Erleichtert ließ ich mich abermals neben ihm nieder, rollte ihn herum und löste den Lederriemen, der seine Hände zusammenhielt. Madur nickte dankbar, setzte sich auf und entfesselte seine Beine aus eigener Kraft.

Wenige Augenblicke später hoben wir die bewußtlose Sill behutsam auf, nahmen sie zwischen uns und verließen die Grabkammer.

* * *

Mereda nahm dankbar den Becher entgegen und trank die heiße Flüssigkeit mit tiefen, gierigen Zügen, ohne darauf zu achten, daß sie sich den Gaumen damit verbrannte. Zu viel war in den letzten Stunden auf sie eingestürmt. Es war allein ihrem rastlosen Drängen zu verdanken, daß sich sofort nach Cardas Tod und dem Ende des alten Kreises ein neuer magischer Kreis im Conden-Turm gebildet hatte, mit ihr als neuer Versteherin. Wie es Sitte war, hatte sie das Lied der Macht gesungen, mit dem sie und der Kreis sich aufeinander eingestimmt hatten.

Es war ihr gelungen; besser, als sie es bei ihren Adepten erwarten konnte, deren Kräfte teilweise noch sehr schwach und kaum ausgebildet waren. Sie hatte sich zur Herrin des Kreises aufgeschwungen, und damit zur Herrin des Conden-Turmes. Bis zu jenem Augenblick, in dem eine fremde Kraft auf die Magie des Kreises eingewirkt hatte.

Noch jetzt spürte Mereda das Entsetzen in sich, das sie dabei empfunden hatte. Zunächst hatte sie geglaubt, es sei der Dämon des Ancen-Turmes, der nach ihr greifen würde, um auch den neuen Magierkreis von Conden zu vernichten.

Aber es war etwas anderes gewesen, eine neue Kraft, die – und dessen war sich Mereda vollkommen sicher – irgendwie mit dem Bild des fremden Mannes zu tun hatte, wenn es auch vielleicht nicht seine Kraft war. Einen Angriff des Kampfdämons von Ancen hätte sie nicht durchgestanden. Nicht mit einem Kreis, der aus Kindern bestand, die gerade erst begannen, ihre Kräfte zu entdecken.

Doch es handelte sich um eine völlig fremde, unbekannte Kraft, die sich in das Zusammenspiel des Kreises einmischte, eine Kraft, die sie nicht abwehren konnte, ohne den Kreis und sich selbst zu vernichten.

Hilflos hatte sie zusehen müssen, wie diese fremde Macht alle Kraft des Kreises an sich zog und für sich selbst verwendete. Sie hatte nicht erkannt, wozu. Es war auch nicht unbedingt eine feindliche Kraft gewesen. Aber nicht jeder, der nicht ihr Feind war, war dadurch automatisch auch ihr Freund. Ganz und gar nicht.

Sie reichte den Becher an Xird zurück, fuhr sich mit einer betont ruhigen Geste durch das Haar und wandte sich wieder zu den anderen Mitgliedern des neuen Kreises um. Keiner dieser Narren hatte wirklich bemerkt, was geschehen war. Der eine oder andere mochte gespürt haben, daß nicht alles so verlaufen war, wie Mereda es wünschte. Aber keiner ahnte die Wahrheit.

Nämlich die, daß Mereda auf eine Kraft gestoßen war, die der ihren grenzenlos überlegen war.

In Meredas Gedanken hallte auch noch Madurs überraschter Ruf nach, als dieser mit seinen drei Leibwächtern so plötzlich auf die beiden Fremden gestoßen war. Die nächsten Bilder, die sie seinem erregten Gehirn entnahm, zeigten einen düsteren, nach Tod und Blut riechenden Raum. Und jenen fremden Mann, bei dessen Anblick sich irgend etwas in ihr zusammenzog.

Langsam trat sie wieder in den Kreis zurück. Die Adepten blickten sie an, erwartungsvoll, manche mit eindeutiger Angst, alle voller Unsicherheit. Alles war so schnell gegangen. Sie hätte noch so viel Zeit gehabt, wäre die Katastrophe nicht eingetreten. Jetzt mußten sie in Tagen, ja Stunden lernen, wozu Jahre vorgesehen waren.

Trotzdem konnte Mereda in ihren Augen nirgends eine Spur von Vorwurf erkennen. Sie hatte versagt, das wußte sie, aber niemand schien es bemerkt zu haben. Sie war erleichtert.

Doch Mereda wußte auch, daß sie sich nicht von ihren Gefühlen leiten lassen durfte. Wenn sie ihre Macht über den Conden-Turm nicht verlieren wollte, mußte sie kühlen Kopf bewahren. Nicht alle Adepten standen auf ihrer Seite.

Im Hintergrund der Halle sah sie Tonn, den zweiten Sree-Hauptmann des Turmes, mit Aneh tuscheln. Aneh hatte eine Zeitlang als ihre ärgste Konkurrentin für Cardas Nachfolge gegolten. Doch dann war die Entwicklung von Anehs Fähigkeiten weit hinter der ihren zurückgeblieben. Mereda fühlte instinktiv, daß Aneh nur darauf lauerte, sie zu ersetzen. Auch Tonns Gedanken waren auf seinem Gesicht wie in einem Buch zu lesen: ›Lieber eine Bewahrerin mit

geringen Fähigkeiten, als eine, die sich bei ihren Beschwörungen übernimmt.‹ Und er war zornig. Zornig, weil sie sich so offen auf Madurs Seite gestellt hatte. Tonns Aussichten, damit in absehbarer Zeit zum Kriegshauptmann des Conden-Turmes aufzusteigen, waren damit praktisch auf Null gesunken.

Doch obwohl Mereda in diesem Augenblick so schwach war, daß es ihr ungeheuere Mühe kostete, überhaupt die Augen offen zu halten – sie war nicht bereit, ihren Platz als die Herrin von Conden abzugeben, vor allem nicht an eine Frau, die sie aus tiefster Seele verachtete. Nicht jetzt. Nicht, wenn... wenn es wirklich er war, der kam. Er, von dem die alten Lieder sangen.

Sie nahm Xird energisch den zweiten Becher aus der Hand und setzte ihn an die Lippen. Diesmal ließ sie sich jedoch beim Trinken Zeit und genoß jeden Tropfen der heißen, kraftspendenden Droge. Sie wußte um die Gefahr, die die dunkelbraune Flüssigkeit darstellte. Sie verlieh ihr schier übermenschliche Kräfte, aber ein Tropfen zuviel... Sie wäre nicht die erste Adeptin, die als ausgebranntes Wrack aus der Trance erwachte; ein Körper, der unversehrt war, aber leer wie eine Puppe.

Sie verscheuchte den Gedanken. Noch während sie trank, begann ihre Seele abermals zu wandern. Obwohl sie nicht erwarten konnte, Madurs Gedanken auf die gewaltige Entfernung zum Ancen-Turm hinweg zu empfangen, rief sie nach ihm.

Sie erschrak beinahe, wie rasch und vor allem wie kräftig seine Antwort kam. Die Erleichterung darüber ließ einen Teil ihrer Sorge verfliegen. Madur war gefährlich, aber er hatte sicher kein Interesse daran, eine Aneh, die sichtlich seinen Stellvertreter Tonn vorzog, als neue Bewahrerin von Conden zu sehen.

Mereda verband sich enger mit Madurs Unterbewußtsein und versuchte, durch seine Augen zu blicken. Sie erschrak ein zweites Mal, als sie erkannte, wie nahe er dem Ancen-Turm war, und ein drittes Mal, als sie den Mann erblickte, der neben ihm stand. Es war der fremde Magier, der Mann mit den Haaren im Gesicht und der weißen Strähne auf dem Kopf...

Mühsam drängte sie ihre Erregung zurück, konzentrierte sich einen Moment und hob die Arme. Die beiden Adepten rechts und links neben ihr ergriffen ihre Hände, der Kreis schloß sich. Kraft durchströmte Mereda. Nicht annähernd so viel, wie es der alte Magierkreis aufgebracht hätte. Aber sie mußte reichen. Sie mußte einfach. Wenn der Mann mit der sonderbaren Haartracht wirklich der

war, für den sie ihn hielt, dann war dies vielleicht das letzte Mal, daß sie sich zur Verteidigung gegen die Ancen-Honks zusammenschließen mußten.

Während Mereda ihre Gedanken sorgsam gegen die anderen abschirmte, damit keiner von ihrem Verdacht erfuhr, nahm ein anderer Teil ihres Bewußtsein vorsichtig Kontakt zu Madur auf.

Gleichzeitig begann sie zu singen.

* * *

Das blaue Licht hatte uns verschlungen wie Nebel, kaum daß wir die Kammer und den anschließenden Tunnel verlassen hatten. Für eine gute halbe Stunde stapften wir durch diesen blauleuchtenden, sonderbar kalten Dunst, dann wurde die Sicht allmählich besser; gleichzeitig wurde es wärmer. Schließlich erreichten wir eine weitere, jäh aufsteigende Felswand, in der ein kaum mannshoher Durchgang klaffte.

Madur schlug vor, eine kurze Rast einzulegen, und ich hatte wahrlich nichts dagegen einzuwenden. Sill war alles andere als ein Schwergewicht, aber wir trugen sie sehr behutsam, um sie nicht zu wecken und ihr keine unnötigen Schmerzen zuzufügen. Meine Arme fühlten sich jetzt schon an wie Blei. Auf meine Frage, wie weit es bis zum Conden-Turm war, hatte Madur mit: »Sieben oder acht Inklis«, geantwortet. Ich verzichtete darauf, ihn zu fragen, was ein Inklis war.

Während wir rasteten, versorgte ich Sills Wunde – jedenfalls begann ich damit. Madur sah mir einen Moment kopfschüttelnd dabei zu, scheuchte mich dann mit einer knappen Geste beiseite und zauberte eine Art Verbandspäckchen aus den Taschen seiner Kleidung. Mit Hilfe einer farblosen, sehr schlecht riechenden Salbe und eines dünnen weißen Gazestoffes versorgte er ihre Schulter, riß dann kommentarlos einen weiteren Streifen aus meinem Hemd und legte einen kunstvollen Verband darüber.

Ich dankte ihm mit einem wortlosen Kopfnicken. Zum ersten Male, seit ich Madur begegnet war, lächelte er. Wir gingen weiter.

Der Stollen, durch den Madur mich führte, war so niedrig, daß wir auf Händen und Knien kriechen mußten und Sill mehr zwischen uns schleiften als trugen. Es folgte eine etwas höhere, stark abschüssige Höhle, dann ein weiterer Stollen, schließlich eine roh in den Fels

geschlagene Treppe, an deren Ende ein Fleck hellgrünen Lichtes glomm. Ich hatte mittlerweile eine ziemlich konkrete Vorstellung davon, wie Madurs Welt aussehen mochte. Wahrscheinlich handelte es sich um eine gewaltige, unter dem Meeresboden gelegene Höhle.

Früher – sehr viel früher, wahrscheinlich vor Hunderten, wenn nicht Tausenden von Jahren, bedachte man die Tatsache, daß Madurs Volk jegliche Erinnerung an die übrige Welt vergessen hatte – hatte sie sicher einmal an der Meeresoberfläche gelegen, denn es war schlichtweg unvorstellbar, daß sich eine so komplizierte Lebensform wie ein Mensch hier unten ganz zufällig noch einmal entwickelt hatte. Dann mußte etwas geschehen sein; irgendeine Katastrophe, die die Insel samt der riesigen Höhle und ihren Bewohnern hatte versinken lassen. Eine Laune des Schicksals hatte wohl den Sauerstoff bewahrt, und seither hatte der Dschungel die verbrauchte Luft regeneriert. Trotzdem mußte die Katastrophe entsetzlich gewesen sein. Ich vermutete, daß nur sehr wenige der damaligen Bewohner diesen ganz privaten Weltuntergang überlebt hatten. So betrachtet, war es nicht einmal ein Wunder, daß Madurs Leute alles vergessen hatten, was zuvor gewesen war.

Soweit die Theorie.

Dann trat ich gebückt hinter Madur aus dem Berg und sah, was mich wirklich erwartete.

Es war das Bild aus meiner Vision. Tausend verschiedene Geräusche und hunderterlei Gerüche, ein ganzes Sammelsurium von grünen und braunen Farbtönen, grelles Licht und Wärme brandeten wie eine Sturmflut auf meine Sinne ein. Unwillkürlich blieb ich stehen, blinzelte, hob schützend die linke Hand vor die Augen und hätte um ein Haar Sill fallengelassen.

Es war ganz genau das, was ich durch den Kristall gesehen hatte – der schier undurchdringliche Dschungel, über den nur hier und da die moosbewachsenen Spitzen gewaltiger, riffartiger Felsen hinausragten, in der Ferne ein verschwommener grauer Schatten, der einer der beiden Türme sein mochte, von denen Madur erzählt und die ich flüchtig gesehen hatte, das schwülwarme Flirren und Summen des Dschungels...

Und doch –

Etwas war anders.

Es dauerte einen Moment, bis mir der Unterschied vollends bewußt

wurde.

Es gab keinen Himmel.

Aber die gewaltige, tiefblau strahlende Kuppel hoch über dem Dschungel war auch nicht die Decke einer Höhle, wie ich erwartet hatte.

Es war Wasser.

* * *

»Was hast du, Robät?« fragte Madur.

»Ich...« Ich suchte einen Moment nach einer passenden Antwort, schüttelte schließlich den Kopf und rettete mich in ein verlegenes Lächeln. »Nichts«, sagte ich ausweichend.

»Der Anblick überrascht dich«, stellte Madur fest. Er lächelte. »Entweder, Robät, du bist der beste Schauspieler, dem ich jemals begegnet bin – oder du kommst wirklich aus einer anderen Welt. Aber welche Rolle spielt das schon? Du bist unser Freund, und das allein zählt.« Er wurde übergangslos ernst, drehte sich halb herum und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Dschungel hinab.

Der Höhlenausgang, aus dem wir herausgetreten waren, befand sich in einer fast lotrecht aufsteigenden Wand, die sich mehr als hundert Yards weit über unsere Köpfe erhob. Vor uns lag ein sanft abfallender, mit kantigem Lavagestein übersäter Hang, keine zwanzig Schritte lang. Dahinter begann der Dschungel. Selbst aus dieser geringen Entfernung heraus sah er aus wie eine undurchdringliche, grünblauschwarz gefleckte Wand.

»Wir müssen sehr vorsichtig sein«, sagte er. »Dies hier ist Ancen-Gebiet. Sie suchen bestimmt nach uns.«

Ich antwortete nicht. Ich war viel zu verwirrt, um den Sinn seiner Worte wirklich zu begreifen. Meine Gedanken kreisten wie wild um den unmöglichen blauen Wasser-Himmel, der sich über der Welt der zwei Türme spannte. Es war unmöglich! hämmerten meine Gedanken. Alle Magie der Welt könnte so etwas nicht fertig bringen!

Und doch sah ich es mit eigenen Augen...

Kurz, bevor wir in den Dschungel eindrangen, blickte ich noch einmal

zu der Felswand zurück, aus der wir hervorgetreten waren. Sie erhob sich gigantisch und finster bis weit in den Himmel hinein; hier und da schien sie mit der blauen Kuppel zu verschmelzen, obwohl ich mir dessen nicht vollends sicher war.

Aber es war unmöglich, dachte ich immer wieder. Was zum Teufel hielt diese ungeheuerlichen Wassermassen zurück?

Ich beschloß, die Lösung dieses Rätsels auf später zu verschieben, und konzentrierte mich ganz darauf, Madur zu folgen. Eine Zeitlang kamen wir ganz gut voran, wenn man die reglose Sill berücksichtigte, die wir zwischen uns trugen. Aber meine Kräfte ließen rapide nach, und bald stolperte ich mehr hinter meinem hünenhaften Führer her, als ich ging. Schließlich erreichten wir eine runde, mit flachem, blaugrauem Moos bewachsene Lichtung, an deren Rand Madur abermals stehenblieb und mich mit einer Mischung aus (wenn auch gutmütigem) Mitleid und Ungeduld ansah.

»So geht das nicht, Robät«, sagte er. »Wir verlieren zu viel Zeit.« Er seufzte, sah sich um und deutete mit einer Kopfbewegung auf den gegenüberliegenden Rand der Lichtung. »Dort sind junge Bäume und Luftwurzeln«, sagte er. »Laß uns ein paar davon schlagen und eine Trage bauen.«

Sein Vorschlag erschien mir nur logisch. Vorsichtig legten wir Sill neben einem fast zwei Yards durchmessenden Urwaldriesen ab, wandten uns um und gingen los.

Schon beim ersten Schritt sank ich bis an die Knöchel ein. Der Boden war feucht, und ich spürte, wie er unter meinem Gewicht zitterte wie eine gewaltige, lebende Masse. Wasser lief mir in die Schuhe.

Ich fluchte, zog wütend den rechten Fuß aus dem Morast und sank mit dem anderen ein gutes Stück tiefer ein.

»Was hast du, Robät?« fragte Madur harmlos.

Eine Spur zu harmlos, für meinen Geschmack. Erschrocken wandte ich mich zu ihm um – und sank allein durch die hastige Bewegung ein Stück weiter ein. Warmer Morast schloß sich um meine Knöchel und begann gluckernd an meinen Waden emporzukriechen. Es war ein Gefühl, als strichen widerlich schleimige Hände über meine Haut.

Madur grinste. Und es war ganz und gar kein freundliches Grinsen mehr. »Hast du Schwierigkeiten, Robät?« fragte er hämisch.

»Du –«

»Du solltest dir überlegen, was du sagst, du nicht-Freund der Ancen«, unterbrach mich Madur ruhig. »Wenn du mich ärgerst, bringe ich es glatt fertig, mich herumzudrehen und dich allein zu lassen. Und das«, fügte er nach einer genau bemessenen Pause hinzu, »würde dir sicher nicht gefallen.«

Ich mußte ihm recht geben. Der Schlamm kroch jetzt langsam an meinen Waden empor; noch eine Handbreit, und er hatte meine Knie erreicht. Madur hatte mich in einen Sumpf gelockt.

Angst und Zorn gaben mir zusätzliche Kraft. Mit aller Gewalt zerrte ich mein rechtes Bein aus der warmen Schlammasse (wodurch ich mit dem anderen bis über das Knie einsank), versuchte einen Schritt zu machen und verlor prompt das Gleichgewicht. Der Sumpf hielt mich in einer grotesken, halb aufrechten, halb nach vorne geneigten Haltung fest. Ich ruderte hilflos mit den Armen, kippte ganz langsam nach vorne und versank nun auch mit den Händen in der tückischen Masse.

»Ich könnte dich ja herausholen«, sinnierte Madur. »Aber ich fürchte, dann würdest du wieder einen deiner schmutzigen Ancen-Tricks anwenden, um mich zu verzaubern.«

Ich warf ihm sämtliche Schimpfworte an den Kopf, die ich während meines Arabien-Aufenthaltes gelernt hatte – und das waren eine Menge –, brachte das Kunststück fertig, die rechte Hand aus dem Morast zu ziehen und warf mich mit aller Kraft nach vorne. Meine Finger bekamen eine Luftwurzel zu fassen, die sich wie eine vielfingrige Hand ein Stückweit in den Sumpf hinein erstreckte. Hastig verlagerte ich mein Körpergewicht, riß auch die andere Hand los und klammerte mich mit aller Macht fest. Ich lag jetzt fast flach auf dem Bauch, bis zu den Hüften eingesunken und das Gesicht nur noch eine Handspanne über dem blauen Moos, das so friedfertig aussah und unter dem der Tod lauerte.

Verzweifelt raffte ich noch einmal alle Kraft zusammen und versuchte, mich an der Wurzel aus dem Sumpf zu ziehen. Es ging, aber an meinen Beinen schienen unsichtbare Riesenhände zu zerren. Jeder Inch, den ich mich aus der schlüpfrigen warmen Masse hervorarbeitete, kostete mich ungeheure Mühe.

Madur runzelte die Stirn, ging gemächlich auf die Luftwurzel zu und sah kopfschüttelnd auf meine Hände herab. Dann ging er in die

Hocke, grinste mich an, zog seinen Dolch aus dem Gürtel und begann, nur einen Zoll von meinen Fingern entfernt, an der Wurzel zu säbeln.

»Um Gottes willen, hör auf!« keuchte ich.

Madur grinste noch breiter und verdoppelte seine Anstrengungen. Die Wurzel war sehr zäh, aber sein Dolch auch sehr scharf, und Madur war alles andere als ein Schwächling. Und selbst, wenn er es nicht schaffte – was sollte ihn daran hindern, statt an der Wurzel an meinen Fingern herumzusäbeln?

»Hilf mir doch!« keuchte ich. »Ich bin dein Freund, hast du das schon vergessen?«

Madur schüttelte den Kopf, sah mich mit gelindem Interesse an und säbelte weiter. »Nein«, erklärte er ernsthaft. »Würde ich dich für einen Feind halten, wärst du schon längst tot.« Er bleckte seine gelben Zähne zu einem Grinsen, setzte sich gemütlich auf die Wurzel, an der er gerade herumgeschnippelt hatte, und trat mit den Fußspitzen nach meinen Fingern. Es tat gemein weh, aber ich ließ nicht los. Zehn gebrochene Finger waren allemal besser als zwei Lungen voller Schlamm.

Schließlich gelang es mir, mich so weit aus dem Sumpf zu ziehen, daß ich wie ein ungeschickter Schwimmer auf seiner Oberfläche lag.

Madur seufzte, hob einen mannslangen Ast auf – und drückte meine Beine wieder in die Tiefe.

Ich gab endgültig auf. »In Ordnung«, murmelte ich. »Du hast gewonnen, Madur. Was willst du – meinen Tod?«

Madur schüttelte sehr ernst den Kopf. »Die Wahrheit«, sagte er. »Du stammst nicht aus dem Conden-Turm. Aber du gehörst auch nicht zu Ancen. Wer bist du?«

»Das habe ich dir doch bereits erklärt«, sagte ich verzweifelt. »Sill und ich kommen aus –«

»Aus einer anderen Welt, ich weiß« fauchte Madur zornig. »Aber ich will die Wahrheit wissen, Robät. Es gibt keine andere Welt. Wer bist du? Ein Abtrünniger?« Er beantwortete seine eigene Frage mit einem Kopfschütteln. »Du bist ein Zauberer«, murmelte er. »Wenn auch kein besonders starker. Aber du hast mich mit Zauberkräften angegriffen.« Er lehnte sich zurück, verschränkte gemächlich die Arme vor der Brust und sah zu, wie ich weiter versank.

»Ich weiß nicht, was ich mit dir tun soll«, sagte Madur. »Mein Instinkt rät mir, dich einfach absaufen zu lassen. Gleichzeitig…« Er seufzte, stand mit einer ruckhaften Bewegung auf und trat ganz dicht an den Sumpf heran, wobei er mir rein zufällig auf die linke Hand trat. Ich verbiß mir mit letzter Mühe einen Schmerzlaut.

»Kann ich dir trauen, Robät?« fragte er.

»Natürlich«, antwortete ich böse. »Ebenso wie ich dir.«

Madur lachte, beugte sich vor und ergriff mich bei der Schulter. Ohne sichtliche Anstrengung zerrte er mich aus dem Sumpf heraus, stellte mich fast behutsam auf die Füße – und versetzte mir eine schallende Ohrfeige, die mich gegen einen Baum taumeln und kraftlos zusammenbrechen ließ.

Als sich die Schlieren von meinem Blick lichteten, stand er über mir, leicht nach vorne gebeugt, die Hände auf den Oberschenkeln abgestützt. Er lächelte, aber seine Augen blieben ernst. »Das war ich dir noch schuldig«, sagte er.

Ich stöhnte, hob die Hand an den Kopf und betastete mit spitzen Fingern meine Wange. Mein Gesicht fühlte sich an, als hätte mich das sprichwörtliche Pferd getreten. Was geschehen wäre, hätte Madur mit voller Kraft zugeschlagen, wagte ich mir gar nicht erst vorzustellen.

»Du wirst mitkommen«, sagte er. »Ich weiß nicht, wer du bist, Robät, aber du gehörst nicht zu Ancen. Jedenfalls glaube ich es nicht. Wenn doch, wird Mereda es schnell merken. Und dann…« Er seufzte, richtete sich auf und machte eine befehlende Geste. »Los jetzt. Und versuche nicht noch einmal, mich mit deinen Zaubertricks anzugreifen. Das nächste Mal töte ich dich wirklich.«

Er zerrte mich auf die Füße, als ich nicht schnell genug aufstand, und versetzte mir einen rüden Stoß, der mich um ein Haar erneut in den Sumpf hätte stolpern lassen.

»Sill!« keuchte ich. »Wir können sie nicht hier zurücklassen, Madur!«

Madur schürzte die Lippen. »Sie ist eine Frau«, sagte er, in einem Ton, als wäre dies allein Grund genug, nicht weiter über diese Frage zu diskutieren. »Außerdem ist sie verletzt. Sie stirbt sowieso.«

»Wir nehmen sie mit«, beharrte ich.

Madurs Gesicht rötete sich vor Zorn. Aber der erwartete Ausbruch

blieb aus. Ganz im Gegenteil – plötzlich lächelte er, trat beiseite und machte eine einladende Geste in Sills Richtung. »Nur zu. Wenn du sie unbedingt mitnehmen willst, dann tu es.«

Ich starrte ihn finster an, sagte jedoch nichts mehr, sondern ging wütend an ihm vorbei zu Sill zurück. Sie lag noch so da, wie wir sie hingelegt hatten. Ihr Gesicht war bleich, wie das einer Toten, und als ich ihre Haut berührte, spürte ich, daß sie hohes Fieber hatte.

So vorsichtig, wie ich überhaupt nur konnte, hob ich sie auf die Arme, drehte mich wieder herum und machte einen ungeschickten Schritt in Madurs Richtung.

Der Riese sah mich kopfschüttelnd an. »Du bist ein Narr, Robät«, sagte er, nicht wütend, sondern im Ton einer rein sachlichen Feststellung. »Du wirst es nicht schaffen. Es sind sieben oder acht Stunden bis zum Conden-Turm. Wir können von Glück sagen, wenn wir nicht auf eine Patrouille der Ancen-Honks stoßen.«

»Ich werde es schon schaffen«, sagte ich zornig.

»Wie schon erwähnt«, fuhr Madur ungerührt fort, »befinden wir uns auf der feindlichen Seite des Sees. Um es genau zu sagen, wir sind so nahe am Ancen-Turm, wie seit Jahren keiner mehr aus Conden. Wir werden uns durch die beiden Verteidigungslinien von Ancen hindurchschleichen müssen, um nach Hause zu kommen. Unsere einzige Chance ist dabei die Tatsache, daß wir für diese Honks aus der falschen Richtung kommen. Die Sree und Krieger von Ancen erwarten keine Conden-Leute in ihrem Rücken. Wenn wir Glück haben, stoßen wir auf ein paar von unseren Sree. Aber wahrscheinlich werden wir kämpfen müssen. Kannst du kämpfen, mit der Frau auf den Armen, Zauberer?«

Ich hätte eine Menge darum gegeben, die Antwort auf diese Frage zu wissen.

* * *

Der Kreis zerbrach. Mereda hatte die Adepten unbarmherzig angetrieben, ihnen mehr abverlangt, als sie zu geben imstande waren. Jetzt mußte sie sie entlassen.

Zwei, drei der jugendlichen Magier brachen erschöpft zusammen, ein blondhaariges Mädchen, das schon während der Beschwörung immer

wieder aus dem Kreis auszubrechen versucht hatte, torkelte ein paar Schritte davon und übergab sich vor Schwäche. Andere schleppten sich mit letzter Kraft davon, auf ihre Diener zu, die dem schier endlos währenden Gesang mit wachsender Besorgnis gefolgt waren.

Und auch Mereda fühlte sich ausgebrannt; leer und müde wie noch nie zuvor. Es hatte sie ungeheure Überwindung gekostet, die Verbindung zu Madur über die gewaltige Entfernung aufrecht zu erhalten.

Und trotzdem spielte ein sanftes, sehr zufriedenes Lächeln um ihre Lippen, als sie auf Xird zuging.

Es hatte sich gelohnt.

Er war es.

Er wußte es selbst nicht, ganz, wie es die alten Lieder sagten, aber Mereda hatte jetzt keinen Zweifel mehr.

Und sie zweifelte auch nicht daran, daß Madur ihn hierher bringen würde.

Ebensowenig, wie sie daran zweifelte, daß es vollbracht war. Der Krieg war so gut wie beendet.

In einem, längstens zwei Tagen würde es keinen Ancen-Turm mehr geben.

* * *

Der Weg war endlos, und jeder einzelne Schritt wurde zur Qual. Madur schlug ein geradezu mörderisches Tempo an, und er suchte nicht gerade den bequemsten Weg aus, sondern führte uns mitten durch Sümpfe, in die ich bis zu den Knien einsank, dorniges Unterholz, gegen das seine steinharte Lederrüstung vielleicht Schutz bot, meine ohnehin zerfetzten Kleider jedoch nicht, oder über zerklüftete Felsebenen, zwischen denen sonderbar gefärbte Pflanzen hervorwuchsen, die – wie ich auf recht schmerzhafte Weise herausfand – eine Art Super-Brennessel zu sein schienen. Schon nach wenigen Minuten heftete sich ein halbes Dutzend fetter, kinderfaustgroßer Blutegel an meine Beine. Da Madur mir keine Pause zugestand, versuchte ich sie mir im Gehen von der Haut zu pflücken. Dabei kam ich ins Stolpern und stürzte zusammen mit Sill in das

nächste Schlammloch. Als ich mich wieder auf die Beine gekämpft hatte, hingen die Egel nicht mehr nur an meinen Beinen. Mühsam hob ich Sill auf, versuchte ihr Gewicht irgendwie auf meinen Armen zu verteilen und machte einen stolpernden Schritt.

Madur hob die Hand. Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. »Still«, zischte er.

»Was ist los?«

Madur fuhr herum und ballte zornig die Faust. »Halte deine Zunge im Zaum«, sagte er drohend, »oder du verlierst sie!«

Nun, das war ein Argument, dem ich mich nicht widersetzen konnte. Ich wankte einen Schritt zurück, ließ mich gegen einen Baum sinken und versuchte, die Schmerzen zu ignorieren, die in meinen Armen und Schultern wühlten. Meine Muskeln hatten sich in einen einzigen großen Krampf verwandelt.

»Wir müssen noch warten«, flüsterte Madur. »Jemand ist in unserer Nähe. Vielleicht eine Sreepatrouille von Ancen.«

Ich lauschte ebenfalls, konnte jedoch nichts Verdächtiges hören. Möglicherweise verfügte Madur über Sinne, die schärfer waren als meine. Vielleicht auch gänzlich andere. Daß er wie ein Mensch aussah, mußte nicht unbedingt bedeuten, daß er auch einer war.

Nach einer Weile entspannte er sich und atmete hörbar auf. »Alles in Ordnung«, sagte er. »Sie sind weg.« Er warf mir einen unwilligen, aber auch besorgten Blick zu, straffte mit einem Ruck die Schultern und deutete nach vorne. »Weiter. Wir haben den See fast erreicht. Mit etwas Glück stoßen wir auf eine Sree-Patrouille.«

Die endlose Tortour setzte sich fort. Ich wußte nicht genau, was Madur unter dem Wort fast verstand, aber ich betete zu allen Göttern, von denen ich je gehört hatte, daß er niemals auf die Idee kommen möge, mir zu erklären, daß der Weg noch weit war. Es waren vielleicht zwei Meilen, bis wir den See erreichten, aber zwei Meilen, die ich mich durch einen schier undurchdringlichen Dschungel kämpfen mußte, unentwegt gegen Bäume oder stachelige Büsche rannte, bis zu den Knöcheln im Morast versank oder mir die Füße auf messerscharfer Lava aufriß. Es war die Hölle.

Nach einer Ewigkeit erreichten wir den Waldrand. Der Dschungel hörte wie abgeschnitten auf, und vor uns erstreckte sich ein runder, vielleicht eine Meile durchmessender See, der unter dem dunkelblauen

Himmel aus Wasser beinahe schwarz schimmerte. Ich glaubte Bewegung darin zu erkennen, etwas wie ein gewaltiger schuppiger Leib, der sich seiner Oberfläche näherte und wieder versank, kurz bevor er sie durchbrach, war aber viel zu müde, einen zweiten Blick darauf zu werfen. Erschöpft ließ ich mich gegen eine riesige Luftwurzel sinken, bettete Sill neben mir auf das weiche Moos, das den Boden bedeckte, und schloß die Augen. Ich war so müde.

»Du wartest hier«, befahl Madur knapp. »Ich erkunde das Ufer. Versuche nicht zu fliehen, denn entweder würde ich dich wiederfinden, oder du fällst den Ancen-Honks in die Hände.« Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern verschwand mit einer für einen Mann seiner Größe und Masse erstaunlichen Lautlosigkeit im Unterholz.

Fliehen? dachte ich. Fast hätte ich gelacht. Ich hatte ja kaum noch die Kraft, auf eigenen Beinen zu stehen geschweige denn zu fliehen. Und wohin wohl auch?

Ich verbrachte den größten Teil der Zeit, die ich auf Madur wartete, damit, mit dem Schicksal zu hadern. Das Schlimme war, daß ich einfach nicht mehr verstand, was mit mir geschah – ich hatte diese entsetzliche Reise, die mich mehr als einmal sehr nahe an den Rand des Grabes gebracht hatte, mit einem klaren Ziel begonnen: das fünfte der SIEBEN SIEGEL DER MACHT zu finden, dessen Spur ich in London aufgenommen hatte. Und ich hatte es gefunden, überraschend schnell und leicht sogar; es war die Kristall-Linse, die ich in der Tasche trug, das Ding, das in Arabien unter dem Namen Auge des Satans so viel Schrecken und Unheil angerichtet hatte. Es war mir nicht einmal sehr schwer gefallen, es an mich zu bringen und seine Kräfte zu nutzen.

Doch jetzt schien es, als müsse ich den Preis dafür zahlen. Seitdem wir in diese unterirdische Welt eingedrungen waren, waren nicht nur die geheimnisvollen Kräfte des Auges erloschen; auch meine eigenen, ohnehin eher bescheiden zu nennenden Fähigkeiten ließen rapide nach, wie mein mißglückter Versuch, Madur zu hypnotisieren, auf drastische Weise gezeigt hatte. Es war, als blockierte etwas jenen Teil meines Bewußtseins, der für die geheimnisvollen Kräfte zuständig war, den die allermeisten Menschen Magie nennen, weil sie es nicht besser wissen.

Madur kam schneller zurück, als ich erwartet hatte. Er trug zwei Lederbeutel über der Schulter. Einen davon reichte er mir mit einem Grinsen, das so gar nicht zu seiner schlechten Laune von vorhin paßte. Doch ich war zu durstig und zu erschöpft, um dem seltsamen Funkeln

in seinen Augen irgend eine Bedeutung zuzumessen.

Ich öffnete die Schnur, mit der der Beutel verschlossen war und wollte Sill von dem Wasser geben. Doch da kniete Madur schon neben ihr nieder und setzte ihr die Öffnung des anderen Beutels an die Lippen. Ich wunderte mich zwar über seine plötzliche Fürsorge, doch ich war zu durstig, um lange darüber nachzudenken.

Das Wasser schmeckte ein wenig schal und hatte einen seltsam fruchtigen Nachgeschmack, der meinen Durst nachhaltig löschte. Ich trank mit großen, gierigen Schlucken und reichte Madur dann den Schlauch zurück. Sorgfältig knotete er ihn wieder zu, warf ihn achtlos zu Boden und sah auf den See hinaus, als suche er etwas Bestimmtes. Dann ließ er sich auf Sills andere Seite auf die Knie sinken und betastete mit kundigen Fingern ihren Hals und ihr Gesicht.

»Sie hat hohes Fieber«, stellte er fest.

Ich schwieg. Sill hatte mehr als hohes Fieber. Sie starb. Wenn kein Wunder geschah, würde sie diesen Tag nicht überleben.

Der Gedanke trieb mich fast in den Wahnsinn. War es wirklich mein Fluch, allen, die das Pech hatten, meinen Weg zu kreuzen, immer nur Unheil und Tod zu bringen.

»Du liebst sie«, stellte Madur fest.

Ich erschrak. Lieben? Ich hatte niemals über diese Frage nachgedacht. Irgend etwas in mir hatte sich geweigert, es zu tun.

»Nein«, sagte ich schließlich. »Ich... gehöre einer anderen. Sie wartet auf mich. Dort, wo ich herkomme.«

»Man kann mehr als einen Menschen lieben«, behauptete Madur. »Du liebst diese Frau, Robät. Du hättest nicht mich und drei meiner Krieger angegriffen, wäre sie nur eine beliebige Frau für dich.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach ich. Ich kam mir bei meinen eigenen Worten albern vor. Aber es war nicht wahr, weil es nicht wahr sein durfte. Ich hatte jedem, den ich geliebt hatte, den Tod gebracht, auf die eine oder andere Weise.

»Wenn sie stirbt...«, begann ich, wurde aber sofort wieder von Madur unterbrochen.

»Noch ist sie nicht tot. Wir haben Glück, Robät.« Er schlug mit der

flachen Hand auf den Wasserschlauch und deutete mit der anderen zum See zurück. »Ich traf auf eine Sree-Patrouille. Sie schicken ein Boot. Wenn uns die Ancen-Honks nicht im letzten Moment noch finden, sind wir in wenigen Stunden in Conden. Unsere Heilkundigen werden sich um das Mädchen kümmern. Wenn sich herausstellt, daß du wirklich der bist, für den du dich ausgibst«, fügte er hinzu. »Wenn nicht, wäre es besser für sie, du ließest sie hier zurück. Hier stirbt sie wenigstens schnell.«

Es war seltsam – trotz der unverblümten Drohung, die seine Worte darstellten, erfüllten sie mich mit einem Gefühl von Freundschaft. Madur war hart, aber er war nicht grausam, das spürte ich einfach. Ich war sicher, daß wir Freunde hätten werden können, hätten wir uns unter anderen Umständen kennengelernt.

* * *

Das Boot kam eine halbe Stunde später. Es war ein langgestreckter, seltsam flachrumpfiger Kahn, der von zwei kräftigen Männern gerudert wurde, die die gleichen stachelbewehrten Lederrüstungen trugen wie Madur. Ein dritter, gleichartig gekleideter Krieger stand in seinem Bug. Er sprang mit einem federnden Satz ans Ufer, noch ehe das Boot vollends angelegt hatte, brach rücksichtslos durch das Unterholz und warf Madur einen fragenden Blick zu. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, antwortete Madur gereizt. »Wenigstens noch. Aber das kann sich ändern, wenn du weiter so herumbrüllst. Willst du, daß die Ancen-Honks dein Geschrei hören? Wir sind noch längst nicht in Sicherheit.« Er stand auf, deutete mit einer Kopfbewegung auf Sill und machte eine befehlende Handbewegung. »Trag sie ins Boot.«

Der Mann, offensichtlich ein Untergebener Madurs, gehorchte wortlos, während Madur geduldig wartete, bis auch ich meine geschundenen Muskeln dazu gezwungen hatte, sich noch einmal zu bewegen, und auf den Kahn zuhumpelte.

Ohne ein weiteres Wort legten wir ab und ruderten los.

Madur und seine drei Begleiter erwiesen sich als sehr schweigsam, während der Kahn auf die Seemitte hinaussteuerte. Aber ich spürte die Anspannung, die von ihnen Besitz ergriffen hatte. Und ich sah die schnellen, nervösen Blicke, die sie nicht nur zum Ufer zurückwarfen, wo die Ancen-Leute warten mochten, sondern auch immer wieder auf

die Wasseroberfläche. Offensichtlich war dieser See nicht ganz so friedlich, wie es im ersten Moment den Anschein hatte.

Aber wir hatten Glück. Mein Autor, der normalerweise keine Gelegenheit verstreichen ließ, mich in die Bredouille zu bringen, schien einen nachsichtigen Tag zu haben, denn wir erreichten das jenseitige Ufer unbehelligt, nach einer guten Stunde Fahrt.

Die Conden-Seite des Dschungels sah um keinen Deut besser aus als das Ancen-Ufer. Die Büsche und Bäume standen höchstens noch dichter, wenn das überhaupt noch möglich war, und unser Boot glitt gute zehn Minuten dicht am Ufer entlang, ehe sich überhaupt eine Gelegenheit bot, anzulegen.

Madur sprang mit einem ungeduldigen Satz an Land, der das ganze Gefährt zum Schaukeln brachte, verschwand im Unterholz und kam wenige Augenblicke später zurück, nicht mehr allein, sondern in Begleitung zweier weiterer Gestalten, von denen allerdings nur eine ein Mensch war.

Der andere war ein aufrecht gehender Riesensalamander. Zumindest hielt ich ihn im ersten Moment dafür.

Er war nicht ganz so groß wie Madur und seine Begleiter, aber auch nicht wesentlich kleiner, dabei aber so breitschultrig, daß er schon fast mißgestaltet wirkte. Sein spitzschnauziges Reptiliengesicht war schwarz und glänzte, als wäre es mit Fett eingerieben. Und er trug eine Rüstung, Stiefel und einen Waffengürtel, an dem ein gewaltiges Schwert, ein noch gewaltigerer Morgenstern und ein ganzes Sammelsurium etwas kleinerer, aber kaum weniger tödlicherer Mordinstrumente hingen.

»Was... was ist das?« stammelte ich, unfähig, den Blick von der Echsengestalt zu nehmen.

Madur runzelte unwillig die Stirn. »Hast du noch nie einen Sree gesehen?«

Ich schüttelte den Kopf, stand vorsichtig in dem schwankenden Boot auf und griff nach seiner Hand, die er mir hilfreich entgegenstreckte.

»Ist er... gefährlich?« fragte ich stockend.

»Für Ancen-Leute schon«, antwortete Madur trocken.

Der Sree lachte leise und starrte mich aus seinen dunklen Augen an,

und ich las eine Wildheit und Kraft darin, die mich schaudern ließ.

Und… ja – Intelligenz.

Das riesige Reptil mochte aussehen wie ein Salamander, der zehn Jahre zu spät gemerkt hatte, daß es Zeit war, mit Wachsen aufzuhören, aber er war kein Tier.

Ganz und gar nicht.

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Ich wollte dich nicht beleidigen.«

»Verflucht, was ist in dich gefahren, Robät?« fauchte Madur. »Seit wann entschuldigt man sich bei einem Sree?« Er fuhr herum, deutete befehlend in den Dschungel und stieß einen tiefen, beinahe grunzenden Laut aus. Der Sree zuckte zusammen und entfernte sich überhastet. Ich war sicher, daß Madur ihn geschlagen hätte, hätte er Zeit dafür gefunden.

Auf ein Zeichen von ihm trat ich zurück, um den beiden Männern Platz zu machen, die die reglose Sill aus dem Boot trugen. Sie stöhnte leise, und ihr Gesicht zuckte. Die nicht gerade sanfte Behandlung, die die beiden ihr angedeihen ließen, mußte ihr trotz ihrer Bewußtlosigkeit Schmerzen zufügen.

»Es ist bald überstanden«, sagte Madur, der meinen Gesichtsausdruck wohl richtig gedeutet hatte. »Wir sind in Sicherheit. Die Feiglinge aus Ancen wagen sich nicht auf diese Seite des Sees.«

Möglicherweise hatte er damit sogar recht – was die Feiglinge Ancens anging.

Aber es schien, als wären die zu Hause geblieben, um ihren mutigeren Kameraden Platz zu machen.

Im nächsten Augenblick jedenfalls stieß Madur einen fast komisch klingenden, keuchenden Schrei aus, verlor mit einem Male den Grund unter den Füßen und flog im hohen Bogen an Sill vorbei ins Wasser. Etwas Riesiges, Finsteres bewegte sich unter ihm, ohne daß ich genau erkennen konnte, was es war.

Den anderen Kriegern hingegen schien die Identität dieses etwas weitaus klarer zu sein, denn die beiden, die Sill trugen, hatten es mit einem Male sehr eilig, ans Ufer zu kommen, während die beiden anderen Männer fluchend ihre Schwerter aus den Gürteln zerrten und Madur folgten. Die Klingen mit beiden Händen schwingend, stachen

und hieben sie auf das schwarze Ding ein. Das Wasser begann zu brodeln und zu schäumen und färbte sich rot.

Dann tauchte Madur aus dem kochenden Wasser auf, mit hochrotem Gesicht, keuchend und prustend. Ein dünnes, schwarzes Etwas wie eine glitzernde, Schlange hatte sich um seinen Hals gewunden und versuchte ihn wieder unter Wasser zu zerren. Madur stemmte sich mit seiner ganzen gewaltigen Kraft dagegen, aber nicht einmal seine ungeheuerlichen Körperkräfte schienen dem finsteren Strang gewachsen. Schließlich schwang einer seiner Krieger sein Schwert, kappte den Schlangenarm so dicht vor Madurs Gesicht, daß die Schwertspitze ihm einen häßlichen Kratzer auf der Wange zufügte, und ergriff Madur am Arm, um ihn zum Ufer zu zerren.

Der dritte Mann hatte weniger Glück.

Auch er fuhr herum und versuchte, das rettende Ufer zu erreichen, aber er war nicht schnell genug. Einen Schritt hinter ihm begann die Oberfläche des Sees zu schäumen, als wäre auf seinem Grund ein Vulkan ausgebrochen, dann bäumte sich etwas Riesiges, Finsteres auf, ein ölig glänzender formloser Klumpen von der dreifachen Größe und zehnfachen Masse eines Mannes, griff mit Hunderten dünner Schlangenarme nach ihm und zerrte ihn mit einem einzigen, brutalen Ruck ins Wasser zurück. Für einen Augenblick sah ich noch einen Schatten, gigantisch und pumpend wie ein riesiges schlagendes Herz; dann versank das Ungeheuer in der Tiefe des Sees, sein Opfer mit sich zerrend.

Und für einen unendlich kurzen Moment wußte ich, womit wir es zu tun hatten. Der Gedanke blitzte irgendwo am Rande meines Bewußtsein auf, so schnell, daß er mir wieder entschlüpfte, ehe ich ihn wirklich fassen konnte.

Madur schleppte sich keuchend ans Ufer, sank auf Hände und Knie herab und richtete sich mit schmerzverzerrtem Gesicht wieder auf.

Im gleichen Moment hob hinter uns ein entsetzliches Splittern und Bersten an. Ich fuhr herum, auf neue, vielleicht noch entsetzlichere Schrecken gefaßt, die auf uns gewartet hatten. Aber es war kein weiteres Tentakelmonster, das da aus dem Dschungel brach, sondern gut zwei Dutzend von Madurs Männern, in deren Begleitung sich noch einmal die gleiche Anzahl der gigantischen Sree befanden. Ich hätte niemals gedacht, daß mich der Anblick dieser riesigen Echsen erleichtern könnte. Aber er tat es. Ungemein.

Aber es war noch nicht vorbei; ganz im Gegenteil.

Es begann erst.

Madur fuhr plötzlich wie von der Tarantel gestochen herum, hob den Arm und starrte ungläubig auf die dunklen Gestalten, die förmlich vom Himmel regneten und mit ihren Schwertern auf die Sree und Krieger von Conden eindrangen. Es waren mindestens fünfzig Echsenwesen, die mit häßlichem Kreischen angriffen. Sie wurden von einem guten Dutzend Männer in dunkelgrünen Uniformen angeführt.

Stahl klirrte auf Stahl, Keulen schlugen gegen Panzer und Knochen, und nicht wenige Sree gingen mit bloßen Fäusten aufeinander oder auch auf die jeweils feindlichen Krieger los. Das Keuchen und Stampfen der Sree, das Klirren von Stahl und die gellenden Schreie der Kämpfenden schwollen an zu einem entsetzlichen Chor. Binnen Sekunden war das Ufer mit toten und sterbenden Sree und Menschen übersät. Nie zuvor hatte ich einen Kampf erlebt, der mit solcher Wut geführt wurde.

Ich wich so weit zum Ufer zurück, wie es überhaupt möglich war, duckte mich hinter eine riesige Wurzel und preßte Sill an mich. Wenn mich einer der Echsenkrieger entdeckte, war ich verloren. Ein einziger Hieb dieser gigantischen Kreaturen mußte tödlich sein.

Der Kampf tobte mit erbarmungsloser Härte. Und langsam, zuerst unmerklich, dann immer schneller, wendete sich das Blatt. Hatte es zuerst so ausgesehen, als würden die Ancen-Krieger die Conden-Leute mit Leichtigkeit hinwegfegen, war die Lage jetzt nicht mehr so offensichtlich. Dafür sorgte vor allem Madur, der wie ein Berserker focht und es jeweils mit drei, vier Feinden zugleich aufnahm. Kämpfen konnte er, das mußte ich widerwillig zugeben. Wenn ich schon entscheiden mußte, dann hätte ich ihn lieber auf meiner Seite gesehen.

Madur mähte mühelos zwei Gegner nieder, die ihn von vorne angriffen, tötete mit einer fast beiläufigen Bewegung einen Sree, der sich von hinten auf ihn stürzen wollte.

»Tenser, wo bist du, du Honk?« brüllte er. »Stell dich zum Kampf, wenn du nicht zu feige bist. Ich forderte dich zum Zweikampf, auf die Ehre meines Turmes!«

Seine Worte brachten den Kampf für einen Moment zum Stillstand. Die Blicke aller Krieger und Sree richteten sich zuerst auf Madur, dann suchten sie den Ancen-Mann, dessen Name Madur geschrien hatte.

Und tatsächlich trat der Ancen-Mann mit gemessenen Schritten vor die Linie seiner Leute. Seine grüne Uniform war zerfetzt und an etlichen Stellen angesengt; eine häßliche Wunde zierte seine Stirn. Sein Blick sprühte vor Haß.

»Den Schwur auf die zerfallenen Steine, die ihr in eurem Größenwahn Turm nennt, kannst du vergessen, Conden-Honk. Du wirst sie eh nicht mehr sehen. Wenn ich deiner Oberhexe Mereda noch etwas ausrichten soll, dann sag es mir gleich. Später wirst du keine Zeit mehr dazu haben!« Damit riß er sein Schwert in die Höhe und drang auf Madur ein.

Doch der Conden-Krieger wich dem Hieb aus. Er machte keine Anstalten, sich mit ihm zu schlagen.

»Ich habe nach Tenser gefragt, eurem Sree-Hauptmann, Usem. Oder glaubst du, ich will mit einem Säugling kämpfen?«

Madurs Spott ließ den anderen vor Zorn aufheulen.

»Stirb«, brüllte er und führte einen Hieb, der einen Elefanten in zwei Teile gespalten hätte. Madur ließ seine eigene Klinge hochschnellen. Obwohl sein Schlag weitaus weniger wuchtiger aussah, prellte er Usem das Schwert aus der Hand. Der Ancen-Mann starrte der Waffe nach, die, sich überschlagend, durch die Luft flog und schließlich im See versank. Es war das Letzte, was er in seinem Leben sah, denn Madur zog sein Schwert mit einer beinahe spielerischen Bewegung herum und stieß ihm die Klinge in den Leib.

Noch während Usem zu Boden sank, stürmte Madur auf die entsetzten Ancen-Krieger los und hieb seinen Leuten mit wuchtigen Schlägen Bahn. Innerhalb weniger Minuten hatte sich das Kampfglück völlig gewendet. Was von den Ancen-Männern und Sree noch auf den Beinen stand, kämpfte plötzlich ein verzweifeltes Rückzugsgefecht. Der Tod ihres Hauptmannes schien ihren Kampfeswillen vollkommen gebrochen zu haben.

Und plötzlich begriff ich meine Chance.

Wenn überhaupt, dann war dies die unwiderruflich letzte Gelegenheit für mich, zusammen mit Sill zu verschwinden. Niemand schien im Augenblick Notiz von uns zu nehmen – was ja auch weiter kein Wunder war, da Freund und Feind (Freund?!) mit Feuereifer dabei waren, sich gegenseitig in ihr Äquivalent der Hölle zu schicken. Kein Mensch und noch weniger eine Echse hatte jetzt noch einen Blick für Sill und mich übrig.

Ich stand auf, warf einen raschen, sichernden Blick nach rechts und links, hob Sill auf die Arme und lief geduckt los. Tatsächlich blieb das improvisierte Schlachtfeld hinter mir zurück, ohne daß ich angegriffen wurde; ja scheinbar sogar, ohne daß auch nur jemand Notiz von mir nahm. Ich faßte ein wenig mehr Mut und lief schneller.

Direkt in die Arme eines Sree hinein, der wie aus dem Boden gewachsen vor mir auftauchte.

Ich schrie auf, versuchte abzubremsen und fiel, durch Sills Gewicht aus der Balance gebracht. Der Sree setzte mir nach, grapschte mit einer seiner gewaltigen Pranken nach mir und riß ein Stück aus meinem Hemd. Ganz instinktiv rollte ich herum, zog die Knie an den Leib und versetzte ihm einen Tritt an eine Stelle zwei Handbreit unter der Gürtellinie; aber entweder trug der Kerl ein Suspensorium, oder etwas fehlte in der Anatomie der Sree. Der Kerl grunzte nur, packte meinen Fuß und verdrehte ihn so heftig, daß ich vor Schmerz abermals aufschrie.

Ein zweiter Sree brach hinter ihm aus dem Gebüsch, näherte sich mit wiegenden Schritten der reglos daliegenden Sill und hob sie auf.

Der Anblick gab mir noch einmal neue Kraft. Ich sprang hoch, rammte dem Affenwesen den Ellbogen in die Seite und versuchte, mich auf den zu stürzen, der Sill aufgehoben hatte.

Eine gewaltige Klaue legte sich um meinen Oberarm und warf mich wie ein Spielzeug zu Boden. Mit einem ungeheuerlichen Brüllen fuhr der Sree herum und machte Anstalten, sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf mich zu werfen, um mich schlichtweg zu zermalmen.

Er führte die Bewegung nicht zu Ende. Etwas blitzte hinter ihm auf, und plötzlich ragte eine Schwertspitze aus seiner Brust. Einen Sekundenbruchteil starrte er das rotsilberne Dreieck aus runden Augen an, dann stieß er einen sonderbar röchelnden Laut aus, kippte zur Seite und blieb reglos liegen.

Madur beugte sich über ihn, zog sein Schwert aus der Wunde und starrte mich finster an. Er rührte sich nicht, als ich mich aufrappelte und herumfuhr. »Sill!« keuchte ich. »Wo ist sie?«

»Fort«, antwortete Madur ruhig. »Die Ancen-Honks haben sie mitgenommen, du Narr.«

»Mitgenommen?« Ich starrte ihn an, fuhr abermals herum und sah

verzweifelt in die Richtung, in der der Sree verschwunden war. Die breite Spur, die er in das Unterholz gebrochen hatte, war deutlich zu erkennen. »Wir müssen ihr nach!« rief ich. »Schnell, Madur – ruf deine Leute zusammen.«

»Aber natürlich«, sagte Madur.

Dann schlug er mir die Breitseite seines Schwertes gegen den Hinterkopf.

* * *

Als ich erwachte, lag ich auf einer Art roh zusammengezimmertem Schlitten, der von zwei gewaltigen Sree gezogen wurde, und war mit dünnen, aber sehr zähen Ranken gefesselt. Ein dumpfer Schmerz pochte in meinem Hinterkopf. Es dauerte lange, bis ich vollkommen wach wurde und die ineinanderfließenden Farben und Geräusche und Gerüche sich zu der mir vertrauten Welt zusammenfügten.

»Sill«, murmelte ich. »Wo ist... Sill.«

»Nicht da, du Narr«, sagte eine Stimme neben mir.

Ich versuchte den Kopf zu drehen – es war der einzige Körperteil, der nicht so gebunden war, daß ich ihn keinen Millimeter bewegen konnte – und erkannte Madur, der mit finsterem Gesicht neben mir herstapfte. »Sie ist da, wo auch du um ein Haar gelandet wärest. Auf dem Weg nach Ancen.«

»Ancen...« Ich erschrak. »Was... was werden sie mit ihr tun?«

Madur lächelte kalt. »Ich weiß nicht, ob meine Phantasie reicht, es mir auszumalen«, sagte er. »Sie umbringen, vermute ich. Wenn sie Glück hat, dauert es nur ein paar Tage.«

Ich starrte ihn an, schloß für einen Moment die Augen und versuchte das Entsetzen zu verdrängen, mit dem mich seine Worte erfüllten.

»Du bist ein Narr, Robät«, fuhr er fort. »Was hast du dir von einer Flucht versprochen? Selbst wenn es dir gelungen wäre – was dann?« Er lachte. »Wenn du wirklich die Wahrheit gesagt hast und unsere Welt nicht kennst, hast du allein in diesem Dschungel keine Chance. Er ist gefährlich. Selbst ohne die Ancen-Leute und selbst für jemanden, der ihn kennt. Für dich wäre es tödlich. Du hättest keinen Tag

überlebt.«

Er sagte noch mehr, sehr viel mehr, aber ich hörte nicht mehr hin. Er hatte recht. Ich hatte mich wie ein kompletter Idiot benommen. Einen Moment, einen einzigen, kurzen Moment nur war ich in Panik geraten. Vielleicht hatte dieser eine Moment schon Sills Leben gekostet.

»Mach mich los«, bat ich.

Madur lachte. »Fällt mir nicht ein«, sagte er. »Du bist verrückt genug, diesen Ancen-Honks sofort hinterher zu rennen und dich auch noch umbringen zu lassen.« Er schüttelte entschieden den Kopf. »Nein. Du bleibst, wo du bist. Mereda wird entscheiden, was mit dir geschieht.«

Damit wandte er sich um und lief mit weit ausgreifenden Schritten zur Spitze der Kolonne, und ich blieb allein zurück, nur in der Gesellschaft der beiden Sree, deren muskulöse Rücken sich vor mir im Gleichtakt bewegten.

Für den Rest der bizarren Reise versank ich in dumpfes Brüten. Stunde um Stunde zogen wir so durch den Dschungel. Unsere Gruppe wuchs allmählich, denn immer wieder stießen kleinere und größere Trupps von Männern und Sree zu uns, bis wir wie eine regelrechte Armee durch die grüne Hölle marschierten.

Nach einer Weile ging es einen steilen Hügel hoch. Die beiden Sree an den Zugseilen keuchten wie Dampflokomotiven und machten langsam schlapp. Doch Madur wagte es nicht, unsere Eskorte zu verkleinern und Leute zum Ziehen abzustellen.

Der Schlitten holperte und rutschte einen schlammigen Pfad hoch, der in zahllosen Windungen auf einen riesigen Baum zuführte. Es war ein Gewächs, wie es wohl nur in einem von Magie so erfüllten Land wie diesem existieren konnte. Der Stamm war mehr als mannsdick, und seine kaum weniger dicken Äste endeten in riesigen Farnwedeln, die aus fleischigen Büscheln hervorwuchsen. Und dazwischen glitzerte etwas, das ich für Kristalle hielt. Für magische Kristalle, denn ich spürte die Macht, die in ihnen ruhte. Schwach zwar im Vergleich zu der, die ich in dem blauen Riesenkristall im Ancen-Heiligtum gefühlt hatte, aber doch deutlich spürbar.

Vor diesem Baum erwartete uns eine hochgewachsene Frau in einem weiten Umhang, dessen Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte. In ihrer Hand trug sie ein langes Schwert, dessen Klinge aus einem sonderbar schimmernden Metall bestand, wie ich es noch nie gesehen

hatte.

Die Frau trat Madur entgegen und wechselte ein paar Worte mit ihm. Madur antwortete in eindeutig demütigem Ton und deutete ein paarmal auf mich. Obwohl ich kein Wort von der Unterhaltung verstand, glaubte ich doch zu spüren, wie überrascht Madur war, die Frau hier zu erblicken Schließlich hob sie die Hand, scheuchte Madur und die anderen Bewaffneten mit einer befehlenden Geste beiseite und trat an meinen Schlitten, um eine geraume Weile wortlos auf mich herabzublicken. Auch ich nutzte die Gelegenheit, sie meinerseits aufmerksam zu mustern.

Wie Madur und die anderen Krieger war sie sehr groß, dabei aber nicht von deren knochigem Körperbau, sondern schlank und von großer Anmut. Ihr Haar war schwarz und quoll in unbändigen Locken unter der Kapuze ihres Umhanges hervor. An ihren Händen, die zu schmal und zu zart für das gewaltige Schwert darin waren, funkelten Ringe, in denen winzige Splitter jenes blauen Kristallgewächses eingefaßt waren, das hier allgegenwärtig zu sein schien.

Und es war nicht das erste Mal, daß ich diese Frau sah.

Ihr Gesicht war jenes, das ich erblickt hatte, als ich den Kristall berührte...

»Wer bist du?« fragte sie. »Madur sagt, du behauptest, aus einer... anderen Welt zu kommen?«

»Das stimmt«, antwortete ich zögernd. »Mein Name ist Robert Craven.«

»Robert Craven?« Sie wiederholte den Namen auf eine eher sonderbare Art. »Du hast... zwei Namen?«

Ich nickte. Aus irgendeinem Grunde schien sie der Tatsache, daß ich – wie sie es ausdrückte – zwei Namen hatte, große Bedeutung zuzumessen.

»Das ist so üblich dort, wo ich herkomme«, antwortete ich.

»Zwei Namen«, wiederholte sie. »Und du warst nicht allein. Wo ist deine Begleiterin?«

»Die Ancen-Honks haben sie mitgenommen«, antwortete Madur an meiner Stelle. »Er war närrisch genug, fliehen zu wollen, während wir diese Kreaturen vernichteten. Dabei ist er ihnen direkt in die Arme

gelaufen. Um ein Haar«, fügte er hinzu, »hätten sie ihn auch mitgenommen. Ich konnte ihn gerade noch retten.«

»Das hast du gut gemacht, Madur«, sagte die Fremde. Sie wandte sich von mir ab und blickte Madur an. »Ihr habt Gefangene gemacht?«

»Vier Männer ans Ancen«, bestätigte er. »Und eine Anzahl Sree. Aber die haben wir getötet.«

»Bringt die Männer in den Turm«, sagte Mereda. »Du wirst sie später verhören. Möglich, daß sie wertvolle Informationen für uns haben. Diesen da –«

Und damit deutete sie auf mich. »– bringt in den Beschwörungsraum. Ich werde mich persönlich um ihn kümmern.«

Madur zögerte.

»Mißfällt dir etwas an meinem Befehl?« fragte Mereda lauernd.

»Er ist... gefährlich«, antwortete Madur. »Ich muß dich warnen, Mereda. Der Mann ist ein Teufel. Du solltest dich vor seinen Kräften vorsehen. Er hat mich zweimal damit angegriffen. Das hier ist das Ergebnis!« Das blutverkrustete Gesicht des Sree-Hauptmannes zuckte erregt, als er mit der Hand über seine Wange fuhr.

Mereda machte ein abfälliges Geräusch. »Er hat dich zweimal mit seinen Hexerkünsten angegriffen, und du lebst noch. Dann ist er schwächer, als ich dachte«, antwortete sie. Doch ihrer Stimme war anzumerken, daß sie weit besorgter war, als sie sich gab.

Aber auch wachsamer.

»Wir müssen ihr helfen«, sagte ich. »Sie war noch am Leben, als die Krieger aus Ancen sie entführten, Mereda. Bitte –« Ich versuchte mich hochzustemmen, aber Madur stieß mich zurück, was ihm einen strafenden Blick Meredas einbrachte.

»Ich flehe Sie an, helfen Sie mir, Sill zu retten«, sagte ich beinahe verzweifelt. »Sie können von mir haben, was Sie wollen.«

»Was ich will?« Mereda sah mich abschätzend an. »Was gäbe es wohl, was du uns geben könntest, Robert Craven?«

»Meine Hilfe«, sagte ich schweren Herzens. »Ich.... ich bin fremd hier Mereda. Euer Krieg geht mich nichts an, und ich wollte mich nicht

einmischen. Aber ich helfe euch, wenn ihr mir helft.«

»Deine Hilfe?« Mereda lachte. Aber es wirkte nicht ganz ernst. »Warum sollten wir sie wohl benötigen?« Sie schüttelte ganz sacht den Kopf und wandte sich dann an Madur: »Aber gut – schick eine Sree-Patrouille aus. Sie sollen versuchen, den Verbleib des Mädchens zu erkunden.«

»Wahrscheinlich ist sie längst tot«, sagte Madur düster.

»Wahrscheinlich«, bestätigte Mereda. »Aber wir wollen sichergehen. Und nun kommt.« Sie straffte sich sichtlich. »Wir sind lange genug hier gewesen. Ich sehne mich nach der Sicherheit des Turmes. Unterwegs«, fügte sie mit einem lauernden Blick in Madurs Richtung hinzu, »kannst du mir von deinem Feldzug gegen Ancen berichten. Wenn ich mich recht erinnere, hattest du mir gestern prophezeit, daß es heute keinen Ancen-Turm mehr gäbe.«

Madur schrumpfte sichtlich in sich zusammen, aber Mereda drehte sich so schwungvoll um, daß ihr Umhang wehte und das blaue Licht ihres Kristalls wie tausend kleine Sternsplitter funkelte, und ging davon. Madur folgte ihr.

Und das war für viele Stunden das letzte, was ich von einem der beiden sah.

* * *

Ich habe keine genaue Erinnerung daran, wie wir den Conden-Turm schließlich erreichten, denn die Eindrücke wechselten viel zu schnell für meine langsam gewordene Auffassungsgabe. Der Dschungel schien endlos zu sein, und die beiden Sree, die meinen Schlitten zerrten, waren alles andere als sanft – wäre ich nicht auf dem primitiven Gefährt angebunden gewesen, so wäre ich mehr als einmal heruntergefallen. Mein Gesicht und meine Hände waren bald zerkratzt von den dornigen Sträuchern, durch die meine beiden Träger rücksichtslos hindurchbrachen – was für sie nicht weiter riskant war, denn ihr Schuppenpanzer schützte sie gegen Dornen und spitze Zweige. Daß ich über einen solchen nicht verfügte, schienen sie nicht einmal zur Kenntnis zu nehmen.

Schließlich neigte sich der Tag seinem Ende entgegen. Es gab keinen Sonnenuntergang (schließlich gab es ja auch keine Sonne), aber das strahlende Blau des Wasserhimmels hoch über unseren Köpfen begann

doch allmählich zu verblassen, und die Farben des Dschungels wurden dunkler.

Mit dem letzten Licht der Dämmerung erreichten wir den Turm.

Der Dschungel endete unvermittelt, und vor uns lag ein mit blaugrünem Gras überwachsener, vielleicht eine Meile messender Geländestreifen, so vollkommen leer, daß nicht einmal eine Maus darauf Deckung gefunden hätte – offensichtlich ein künstlich gerodeter Verteidigungsstreifen, denn als wir aus dem Dschungel traten, gewahrte ich eine Anzahl Sree, die dabei waren, mit langen Sensen das Gras zu schneiden, während andere den Boden absuchten und Dinge taten, die ich nicht erkennen konnte. Aus unserem geraden Marschieren wurde ein scheinbar sinnloser Zickzack; unser Tempo sank. Ich vermutete, daß der so trügerisch harmlose Bereich zwischen dem Wald und dem Hügel vor heimtückischen Fallen nur so wimmelte.

Dann bewegten sich meine Träger so, daß ich unser Ziel erkennen konnte.

Der Turm von Conden erhob sich wie ein scharf abgegrenzter Schatten vom pechschwarzen, sternenlosen Himmel gegen den Himmel; ein Koloß, sicherlich eine halbe Meile hoch, wenn nicht höher. Im schwachen Licht des Tages war nicht genau zu erkennen, wie hoch er wirklich war – aber seine nadelscharf auslaufende Spitze mußte nahezu an die blaue Kuppel über unseren Köpfen stoßen.

Seine Wände waren von einem Schwarz, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte – es war beinahe keine Farbe mehr, sondern ein lichtschluckendes, entsetzliches Etwas, dessen bloßer Anblick ein Gefühl tiefen Schauderns in mir auslöste. Dieser Turm stellte kein Menschenwerk dar, das wußte ich im gleichen Moment, in dem ich ihn sah. Uralter Dämonenzauber mußte ihn vor Äonen geschaffen haben.

Vielleicht war es sogar ein Bau der GROSSEN ALTEN selbst. Die Bauwerke, die sich an seinem Fuße drängten – obschon riesige, kubische Klötze, vier, fünf und mehr Stockwerke hoch –, wirkten wie Spielzeugsteine. Ein Schwall fühlbarer, unangenehmer Kälte schlug uns entgegen, als wir den Verteidigungsgürtel durchschritten hatten und sich die Sree, die mich zogen, schnaubend den Hügel hinaufquälten.

Auf der Spitze des Hügels angekommen, vernahm ich menschliche

Stimmen. Doch wer auch immer sprach, er redete so schnell, daß es sich für mich wie unverständliches Vogelgezwitscher anhörte. Schatten, die Menschen und Sree sein konnten, wischten an mir vorbei, ohne daß ich einen von ihnen genauer erkennen konnte. Ich spürte nur, daß man mich immer tiefer in das Innere des Dämonenbaus brachte, bis wir schließlich sein pochendes, schwarzes Herz erreichten. Es mag verrückt klingen – aber ganz genau das war es, was ich empfand. Irgend etwas in oder an diesem Turm schien einen Bereich meiner Seele zu berühren, der bisher verborgen geblieben war. Unsichtbare Spinnenbeine tasteten über meine Gedanken. Ich hatte Angst.

Ich spürte, wie die Sree den Schlitten abstellten und sich hastig entfernten. Einige Conden-Leute traten auf mich zu und blieben so lange vor mir stehen, daß ich ihre Gestalten nebelhaft erkennen konnte. Sie waren in lange, dunkle Gewänder gekleidet und trugen wie Mereda hellblaue Kristalle auf der Brust. Ich merkte jedoch, daß sie bedeutend weniger magische Macht als Mereda besaßen. Und sie alle kamen mir sehr jung vor; halbe Kinder noch.

Sie schnallten mich von der Trage und begannen, mich bis auf die Haut auszuziehen. Irgend jemand wusch mir mit einem feuchten Lappen das Gesicht und den Körper. Schließlich wurde ich auf den kalten Steinboden gelegt und von kräftigen Händen festgehalten, während andere Hände mich mit wohlriechenden Salben und Ölen einrieben eine Behandlung, die mir zwar rein körperlich gut tat, mir aber abwechselnd die Scham- wie die Zornesröte ins Gesicht trieb, selbst, als man mich anschließend in eines der lang wallenden Gewänder kleidete, wie es die Magier trugen. Die Sree rafften unterdessen den Schlitten und meine Kleidung an sich und verschwanden rasch durch das Portal. Ich vermeinte die entsetzliche Angst zu spüren, die sie vor diesem Ort empfanden.

Die Magier behielten nur meinen Stockdegen zurück. Ich sah sie über den Knauf gebeugt diskutieren, bis Mereda eintrat und sie mit einigen knappen Worten an ihre Plätze scheuchte. Zumindest erschien mir das, was sie sagte, knapp zu sein, denn es dauerte für mein Empfinden nicht länger als einen oder zwei Herzschläge. In Wirklichkeit mußte sie recht lange gesprochen haben, denn als sie fertig war, hatten sich die Magier nicht nur zu einem Kreis zusammengestellt, sondern auch in die Mitte dieses Kreises ein verschlungenes Symbol gemalt, dessen Bedeutung ich nicht kannte, das mir aber ganz und gar nicht gefiel.

Eine Gestalt, die ich nur schemenhaft sah, nahm meinen Stockdegen an sich und verschwand damit im Hintergrund. Mereda stellte sich

neben das Symbol und hob beide Hände. Ihre Lippen formten Worte, und obwohl ich die Worte nicht verstand, wußte ich doch, daß keines Menschen Mund sie aussprechen konnte, ohne daß etwas Entsetzliches geschah.

Vier der jugendlichen Magier verließen den Kreis, ergriffen mich an Armen und Beinen und trugen mich in das Zentrum des Kreises. Ohne eine Wort zu sagen, legten sie mich auf das gemalte Symbol. Ich war noch immer unfähig, mich zu wehren.

Die Magier spreizten meine Arme und Beine vom Körper ab und traten dann wieder in den Kreis der anderen zurück. Nur Mereda blieb neben mir stehen, so lange, bis sich mein Blick geklärt hatte und ich ihr blasses Gesicht wie einen weißen Fleck über mir sehen konnte. Die schwarze Klinge ihres Schwertes blitzte in ihrer Hand. Sie hob das Schwert senkrecht in die Luft, so daß die Spitze genau auf mein Herz zeigte. Mit einem dünnen, sehr zufriedenen Lächeln auf den Lippen trat sie schließlich zurück.

Das Schwert blieb in der Luft hängen, gegen jede Logik, scheinbar nur von Meredas und der anderen Magier Willen gehalten, selbst, als die Frau mit dem blauen Kristall die Augen schloß und zu singen begann.

Und kaum hatte sie die ersten Töne hervorgebracht, da vergaß ich das Schwert, Sill, meine eigene Lage... alles.

Meine Gedanken begannen sich zu verwirren.

Eine große, sehr wohltuende Schwäche überkam mich.

* * *

Mereda sang wie niemals zuvor in ihrem Leben. Es fiel ihr schwer, die Konzentration zu wahren, denn in ihrer Seele tobte ein wahrer Sturm widersprüchlicher Gefühle – er war es, er, von dem die alten Lieder sangen, von dem die Legende erzählte, deren Herkunft längst vergessen war, und von dem nur in den allergeheimsten Kapiteln der verbotenen Bücher zu lesen war; er, der Fremde aus dem Nichts, der kommen würde, wenn die Not am größten war und alles verloren schien.

Mereda hatte nicht an die Legenden geglaubt – niemand hatte das – aber alles war genau so, wie es geweissagt worden war: Der Kampfdämon des Ancen-Turmes hatte den Conden-Kreis vernichtet.

Madurs Gegenangriff war zu einem Fiasko geworden, von dem nur ein Bruchteil seiner Krieger lebend zurückgekehrt war, und die Zeichen, die sie las, waren voller düsterer Vorahnungen. Und dann war er erschienen – ein Mann aus dem Nichts, der keine Erinnerung hatte, der fremd und verletzt war – und der sterben würde, wenn er seine Aufgabe erfüllt hatte. Es gab keinen Zweifel.

Aber sie mußte vorsichtig sein. Niemand – auch keiner der anderen Magier – durfte die Wahrheit wissen, weder jetzt noch irgendwann. Sie würde sich seiner Kraft bedienen und mit ihrer Hilfe den Ancen-Turm und das Gewürm, das darin hauste, zermalmen. Der Fremde würde dabei sterben, das war ihr klar, aber welche Rolle spielte das schon? War nicht auch dies prophezeit? Er würde sterben, wenn seine Aufgabe erfüllt war – und seine Aufgabe war, ihr, Mereda, die Kraft zu geben, die sie brauchte, ihr Volk zum Sieg zu führen.

Sie wußte, daß einige der anderen Adepten – allen voran Aneh und dieser närrische Tonn – mit ihrem Tun nicht einverstanden sein würden. Aber sie mußten es ja nicht wissen. Niemand würde es erfahren. Sie würde seine Kraft nehmen und Conden zum Sieg führen, und der einzige Mensch, der sie verraten konnte – er selbst – würde tot sein.

Mereda sang. Ihr Körper bog und wandte sich im Rhythmus der düsteren Klänge, und ihr Geist sog die magischen Energien der Kreismitglieder in sich auf, bis er schier zu platzen drohte. Dann erst richtete sie ihre Konzentration auf den reglosen Mann, der im Zentrum des Magierkreises lag. Er war so kalt und bleich, daß er wie ein Leichnam wirkte. Doch Mereda spürte die Kraft, die selbst sein gelähmter Geist noch ausströmte. Eine Macht, die sie noch erschreckte, obwohl er ihrem Zauber wehrlos ausgeliefert war.

Ein Schatten fiel in den Raum ein und deckte den Liegenden zu. Es wurde dunkel, so dunkel, daß Mereda das Gesicht des Mannes nur mehr als hellen Fleck sah, der sich von der Dunkelheit abhob. Meredas Blick glitt unwillig von dem Gesicht zum Herzen, dessen Schlag sie wie den Rhythmus einer großen Trommel zu vernehmen glaubte; ein Takt, der auch ihr eigenes Bewußtsein, den Rhythmus ihres eigenen Herzens, ja selbst den Fluß ihrer eigenen Gedanken in seinen Bann zu ziehen begann.

Mereda kämpfte nicht gegen diesen Rhythmus an, sondern begann im Gegenteil, die ruhenden Energien des Mannes im Takt der unsichtbaren Trommel aus seinem Körper zu lösen und mit ihren eigenen Kräften zu verschmelzen. Sie spürte das Widerstreben der

fremden Magie und mußte all ihre Macht aufwenden, um sie sich zu unterwerfen und nicht ihrerseits hineingesogen zu werden in den wirbelnden Strudel aus Erinnerungsfetzen, Bildern und fremdartigen Gefühlen.

Eigentlich hatte sie vorgehabt, die Kraft des Fremden sofort auf ihre Kreismitglieder zu übertragen. Doch dies war unmöglich. Keiner ihrer Magier besaß die Macht, diese geballten Energien zu ertragen, ohne schweren Schaden zu nehmen, geschweige denn, sie so umzuformen, daß er sie in sich aufnehmen und für sich verwenden konnte.

Es blieb Mereda nichts anderes übrig, als diese Arbeit selbst vorzunehmen, auch wenn es dadurch sehr lange dauern würde, bis ihr Magierkreis das ungeheure magische Potential des Fremden in sich aufgenommen hatte. Zu ihrem Glück strömten jedoch stets genügend frische Kräfte von dem Mann auf sie über, so daß sie sich während der Beschwörung nicht erschöpfte.

Dennoch mußte sie mehr von der Kraft des Mannes zur Durchführung ihres eigenen Zaubers verwenden, als sie an ihre Magier weitergeben konnte. Und sie war vor allem nicht in der Lage, die Verteilung der abgegebenen Energien zu kontrollieren. So hatte sie keinen Einfluß darauf, welchen Anteil jeder einzelne ihrer Magier in sich aufnahm.

Außerdem merkte sie lange Zeit nicht, daß ein gewisser Teil der magischen Kraft, die sie dem Mann entzog, spurlos aus dem Magierkreis verschwand.

Fast, als würde sie abgesaugt.

Oder gefressen...

* * *

Madur sah müde aus. Die Anstrengungen des vergangenen Tages hatten tiefe Linien in sein ohnehin verhärmtes Gesicht gegraben. Und er hatte Angst. Mereda hatte keinen Ton über den Ausgang seines Angriffes verloren, aber er wußte, daß sie die Niederlage nicht so einfach hinnehmen würde. Sieben Hundertschaften Sree, von denen nicht einmal eine zurückgekommen war – das war etwas, das man auch dem großen Madur nicht so ohne weiteres nachsah. Dazu kam, daß wahrhaft nicht viel Phantasie dazugehörte, sich auszumalen, daß Ancen die momentane Schwäche des Turmes zu einem verheerenden Gegenangriff ausnutzen würde.

Nein – die einzige Chance, seinen Rang zu behalten (seinen Kopf übrigens auch), war, dem bevorstehenden Gegenangriff zuvorzukommen und ihn zu einem Sieg für Conden umzuwandeln. Aber das konnte er nur, wenn er den Gefangenen zum Reden brachte. Die einzige Waffe, die ihnen jetzt noch helfen konnte, war Wissen.

»Hat er gesprochen?«

Der Mann, der sich über den an Händen und Füßen gefesselten Gefangenen gebeugt hatte, fuhr erschrocken herum und wurde bleich, als er Madur erkannte. Seine Hände waren voller Blut. Es war nicht das seine.

»Noch... noch nicht, Herr«, stotterte er. »Er schweigt beharrlich. Nicht... nicht einmal seinen Namen hat er uns verraten.«

Madur stieß ein enttäuschtes Knurren aus, ging um den steinernen Tisch herum und beugte sich über den Gefesselten. Er war wach. Seine Augen standen offen, und sein Gesicht war zu einer Maske der Qual verzerrt. Seine Haut war grau geworden.

»Verstehst du mich?« fragte Madur.

Der Gefangene reagierte nicht, aber Madur war sicher, daß er seine Worte verstanden hatte. Seine Männer waren Spezialisten darin, einen Gefangenen zu befragen, ohne daß er starb oder vor Schmerz den Verstand verlor.

»Du bist ein verdammter Narr«, sagte Madur kalt. »Wir erfahren doch, was wir wissen wollen – entweder durch die Folter oder mit Hilfe unserer Magier. Warum erzählst du uns nicht freiwillig, was deine Leute vorhaben?« Er beugte sich vor und brachte sein Gesicht ganz nahe an das des anderen heran. »Ich will dir nichts vormachen«, sagte er leise. »Dein Leben ist so oder so verwirkt. Aber du bist ein Krieger wie ich, und es ist unwürdig, einen Krieger so sterben zu sehen. Ich verspreche dir einen schnellen, ehrenvollen Tod, wenn du redest.«

Der Mann spuckte ihn an.

Madur erstarrte für einen Moment, dann richtete er sich auf, wischte sich ganz langsam das Gesicht ab und wandte sich wieder an den Foltermeister. »Wo sind die anderen fünf Gefangenen?« fragte er.

»Im... im Nebenraum«, antwortete der Mann stockend.

»Bring einen her«, befahl Madur. »Und dann wirst du ihn vor seinen

Augen töten. Aber laß dir Zeit.« Er lachte böse und wandte sich wieder an den Gefesselten. »Du bist ein tapferer Mann, mein unbekannter Freund«, sagte er. Seine Augen funkelten. »Vielleicht machen dir Schmerzen ja nichts aus. Nun, wir werden sehen, wie hart du bist, wenn du deine Kameraden an deiner Stelle schreien hörst.«

In den Augen des Gefangenen blitzte es auf. Mit aller Gewalt bäumte er sich gegen die ledernen Riemen auf, die ihn auf dem schwarzen Steintisch hielten, aber seine Kraft reichte nicht. Und noch immer kam nicht der mindeste Laut über seine Lippen.

»Du strengst dich umsonst an«, sagte Madur kalt. »Es gibt nur eine einzige Möglichkeit für dich, deine Kameraden zu retten. Rede! Was hat Ancen vor? Wann wird der Angriff erfolgen? Aus welcher Richtung? Wie? Mit welchen Kräften?«

Der Mann starrte ihn an, bäumte sich abermals auf und riß mit aller Kraft, die sein geschundener Körper noch aufzubringen imstande war, an den Fesseln. Die Adern an seinem Hals traten so dick hervor, als wollten sie platzen.

Und dann erschlaffte er.

Von einer Sekunde auf die andere wich die Spannung aus seinem Körper. Er sank zurück, lag still, ja er atmete nicht einmal mehr. Sein Blick erlosch.

Erschrocken beugte sich Madur über den Mann, packte sein Kinn mit der Hand und drehte seinen Kopf herum.

Er blickte in das erschlaffte Gesicht eines Toten.

Für eine Sekunde.

Dann begann sich das Gesicht des Ancen-Mannes auf erschreckende Weise zu verändern.

Es zerfloß…

Madur starrte so entsetzt auf den unglaublichen Vorgang, daß er im ersten Moment nicht einmal auf die Idee kam, das Kinn des Gefangenen loszulassen. Die Züge des vielleicht vierzigjährigen, kräftig gewachsenen Mannes verflachten, sanken ein wie weiches Wachs, das zu warm geworden war. Sein Gesicht wurde zu einer glatten, konturlosen Masse, Mund und Nase und Augen verschmolzen.

Erst, als die fürchterliche Veränderung auch sein Kinn erreichte und Madur plötzlich eine entsetzliche Wärme und Weichheit unter den Fingern spürte, schrie er gellend auf und prallte zurück.

Aber es war noch nicht vorbei.

Überall dort, wo der Körper des Gefangenen nicht von Kleidung verhüllt war, setzte sich der fürchterliche Veränderungsprozeß fort, lautlos und rasend schnell. Sein Körper ebnete sich ein, wurde zu einer farblosen, gallertartigen Masse, die vielleicht noch Arme und Beine und einen Kopf hatte, aber keine Feinheiten mehr, nichts, was den Menschen ausgemacht hatte.

Wenn dieses Ding, das da vor ihm lag, jemals ein Mensch gewesen war, dachte Madur entsetzt.

Und dann begann sich der graue Balg zu bewegen...

Lautlos und mit raschen, pumpenden Bewegungen floß die fürchterliche Masse aus den mit einem Male leeren Kleidern des Kriegers hervor, bildete Fäden und dicke, formlose Ausläufer, die über den Rand des Tisches fielen, mit platschenden Geräuschen auf dem Boden aufschlugen, wo sie sich zu einer großen, schillernden Pfütze sammelten. Es ging sehr schnell: Innerhalb einer Minute floß der entsetzlich veränderte Körper auf den Boden herab, sammelte sich zu einer widerwärtig schillernden Pfütze – und ballte sich zu einem Klumpen zusammen. Und mehr noch...

Madur erwachte erst aus seiner Erstarrung, als es beinahe zu spät war. Aus flackernden Augen starrte er auf die monströse Gestalt, die mit einem Satz vom Boden hochsprang und mit einem halben Dutzend fingerloser Hände nach ihm griff. Ein ungeheurer Gestank ging von der Erscheinung aus. Als sie sich bewegte, erzeugte sie glucksende und blubbernde Laute. Und sie kam direkt auf ihn zu!

Trotz seines Entsetzens über die erschreckende Veränderung, die mit seinem Gefangenen vorgegangen war, reagierte Madur überraschend schnell. Er warf sich zur Seite, entging dabei den zupackenden Armen um Haaresbreite und raste zur Tür, versuchte aber nicht, sie zu erreichen, sondern riß einen der übermannslangen Kampfspeere herunter, die dort an der Wand hingen. Mit einer schnellen Bewegung fuhr er herum, suchte mit gespreizten Beinen festen Stand auf dem Boden und packte den Speer mit beiden Händen.

Das Ungeheuer raste heran, und es reagierte ganz genau so, wie Madur gehofft hatte – nämlich gar nicht. In vollem Lauf prallte es

gegen den Speer und rannte sich die Waffe in den Leib.

Und hindurch.

Und weiter.

Eine, dann zwei kostbare Sekunden vergingen, bis Madur begriff, daß seine Waffe den Vormarsch des Schleimmonsters allenfalls verlangsamen konnte, aber nicht stoppen. Die Waffe ragte bereits auf Armeslänge aus dem zuckenden Rücken des Ungeheuers, aber das Biest lief einfach weiter, hangelte sich am Speerschaft entlang auf Madur zu und schlug bereits wieder mit einem der schrecklichen Arme nach seinem Kopf. Wenn es überhaupt so etwas wie ein Lebewesen war, dann keines, das Schmerzen oder Tod kannte.

Madur reagierte im allerletzten Moment. Er versetzte dem Speer eine Drehung, die ihn mitsamt dem daran aufgespießten Ding zur Seite fliegen ließ, wirbelte auf der Stelle herum und raste auf den Korridor hinaus. Er besaß sogar noch genug Geistesgegenwart, um die Tür hinter sich zuzuschlagen und den schweren Riegel vorzuschieben.

Einen Herzschlag später donnerte das Alptraumwesen mit gesenktem Schädel gegen das harte Holz, das sich beim Anprall mit Rissen durchzog und mit einem peitschenden Knall zersprang. Das Geräusch schien das Monstrum zur Weißglut zu treiben. Es taumelte – Madurs Speer noch immer mit sich schleppend – zurück, packte die Reste der Tür, riß sie mit einem einzigen Ruck aus den Angeln und schlug damit auf die Bank mit den Folterwerkzeugen ein. Es hörte erst auf, als die Kammer wie ein Schlachtfeld aussah. Dann drehte es sich herum und stapfte schwerfällig durch das Loch, das einmal eine Tür gewesen war, ins Freie. Von Madur und seinen Männern war nichts mehr zu sehen.

Aber es spürte die Anwesenheit von Leben.

Sein Hunger erwachte.

* * *

Etwas war falsch.

Mereda konnte das Gefühl nicht genauer in Worte kleiden, aber sie spürte, daß außer ihr und dem zu einem Kollektivbewußtsein verschmolzenem Geist der Adepten und dem Kraftreservoir, das der Fremde darstellte, noch etwas hier war. In der Nähe des Conden-

Turmes, vielleicht schon in seinem Inneren.

Aber sie wußte nicht, was. Und sie konnte die Beschwörung auch nicht unterbrechen, um es zu erkunden, wenn sie nicht alles zunichte machen und vielleicht ihr eigenes Leben verlieren wollte.

Aber sie spürte, daß es gefährlich war.

Vielleicht tödlich.

* * *

Madur erwartete das Ding im toten Winkel hinter dem Treppenabgang, der einzigen Stelle, an der es vorbeikommen mußte, wollte es das Haus verlassen.

Er hatte seinen Schrecken über das so jäh aufgetauchte Ungeheuer vollends überwunden, und sein Denken funktionierte jetzt wieder so schnell und präzise, wie man es von einem Mann in seiner Position erwarten konnte. Wenn er geflohen war, dann hatte das nichts mit Feigheit zu tun – normale Waffen, so schien es, konnten dem Ungeheuer nichts anhaben, und es wäre der reine Selbstmord gewesen, sich ihm oben zum Kampf zu stellen. Aber Madur hatte noch die eine oder andere Überraschung für den Dämon, den die Ancen geschickt hatten...

Er war nicht allein. Gut versteckt in der hohen, aus schwarzen quaderförmigen Steinblöcken errichteten Halle, wartete fast ein Dutzend Krieger auf das formlose Etwas, das die Treppe hinunterfloß und -wackelte. Wenn die widerwärtige Kreatur überhaupt dazu in der Lage war, so etwas wie Überraschung zu empfinden, dachte Madur grimmig, dann würde es gleich eine erleben. Die größte seines Lebens. Und die letzte.

Er hatte seinen Hinterhalt so geschickt gewählt, daß die Klinge seines Schwertes den Schädel des Monstrums traf, bevor dieses überhaupt begriff, was geschah. Ein ekelhafter, irgendwie feuchter Ton erklang, als der rasiermesserscharf geschliffene Stahl die graue Masse teilte und darin versank wie in weichem Morast.

Madur rechnete nicht damit, dem Ding auf diese Weise wirklich den Garaus machen zu können – aber der Dämon prallte zurück und fiel auf die Treppe, von der schieren Wucht des Hiebes zu Boden geschleudert, und das war alles, was Madur erreichen wollte.

Noch ehe sich das Ding auf seinen zahllosen Gliedern wieder erhoben hatte, sprang er zurück, riß sein Schwert in die Höhe und stieß einen schrillen, befehlenden Schrei aus. Zwei Sree, die sich in Wandnischen verborgen hatten, eilten herbei und kippten den Inhalt zweier großer Tontöpfe über die Kreatur. Die Arme des Ungeheuers peitschten zornig. Einer der Sree brachte sich mit einem entsetzten Sprung in Sicherheit. Der andere war nicht schnell genug. Er wurde getroffen und gegen die Wand geschleudert; so heftig, daß er reglos liegenblieb.

»Jetzt!« schrie Madur.

Das formlose Kopfteil des Ungeheuers ruckte herum, als hätte es seine Worte verstanden. Zwei, drei zitternde Tentakelarme streckten sich in Madurs Richtung.

Etwas zischte. Eine Feuerlohe huschte eine Handbreit an Madur vorbei, eine Spur aus Rauch und sprühenden Funken hinter sich herziehend, und mit einem Male verwandelte sich das Ding in eine glühende Kugel aus Feuer.

Madur taumelte zurück und schlug die Hände vor das Gesicht, um sich vor der grausamen Lohe zu schützen. Das Öl, das die beiden Sree über das Ding gegossen hatten, verbrannte mit ungeheurer Hitzeentwicklung. Binnen Sekunden wurde es in der Halle so heiß, daß ein Atmen schier unmöglich erschien.

Aber das Ungeheuer tötete es nicht.

Madur wich bis zum Ausgang zurück, ehe er stehenblieb und durch die noch immer erhobenen Hände zu der Gestalt am Fuße der Treppe blinzelte. Die Kreatur war gestürzt. Ihre zahllosen Arme und Beine peitschten wie in irrsinnigem Schmerz, ein bestialischer Gestank breitete sich in der Halle aus.

Aber die Flammen wurden bereits kleiner. Das Öl verbrannte, aber der entsetzliche Körper der Bestie war nicht einmal verletzt... Ganz langsam richtete sich der Angreifer auf, sah sich suchend um und wankte ungeschickt auf Madur und die anderen Krieger zu, seine noch rauchenden Arme hinter sich herschleifend. Obwohl es kein Gesicht hatte, glaubte Madur die Bosheit zu spüren, die die Kreatur ausstrahlte.

Seine Leute schossen weiter Brandpfeile ab, die mit dumpfen, platschenden Lauten in den Leib des wandelnden Schleimklumpens einschlugen, ohne ihm irgendwelchen sichtlichen Schaden zuzufügen. Wo die Flammen seine Haut berührten, schwärzte sich diese, gerann

wie zu heiß gewordenes Fett und wurde zu einer gesprungenen dunklen Kruste. Aber nur für einen Moment. Kaum erloschen die Flammen, glättete sich die entsetzliche Masse wieder, als wäre nichts geschehen.

Drei, vier Sree senkten ihre Speere und machten Anstalten, auf das Ding loszugehen, aber Madur hielt sie mit einer zornigen Bewegung zurück. »Hört auf, ihr Narren, sonst bringt euch das Ding noch alle um«, sagte er. »Ihr habt keine Chance gegen ihn! Den kann nur Mereda mit ihren Magiern vernichten!«

Die Echsen verstanden seine Worte sofort und zogen sich wieder zurück.

Nicht so seine menschlichen Untergebenen. Zwei noch sehr junge Männer, kaum in den Kriegerstand erhoben, rissen ihre Schilde und Schwerter in die Höhe und drangen mit heiserem Geschrei auf das Ding ein.

Madur verfolgte ihren Angriff mit einer Mischung aus Zorn und fast wissenschaftlichem Interesse. Es war ihm klar, daß die beiden dem Dämon keinen Schaden zufügen konnten – aber möglicherweise entdeckte er irgendeine Schwachstelle, während das unmögliche Wesen damit beschäftigt war, diese Heißsporne zu töten.

Die beiden rannten auf das Ding zu, wichen im letzten Moment nach rechts und links aus und duckten sich unter seinen peitschenden Armen hindurch. Sie gingen dabei nicht einmal ungeschickt zu Werke, wie Madur anerkennend registrierte.

Was natürlich nichts daran änderte, daß sie starben.

Der eine griff an, mit erhobenem Schild, das Schwert abwehrend erhoben. Die Klinge pfiff durch die Luft, zerschnitt sieben, acht der dünnen peitschenden Tentakel und fuhr über den Leib des Ungeheuers, eine fingertiefe, klaffende Wunde hinterlassend, die sich sofort wieder schloß. Das Monster wirbelte wie eine groteske Spinne mit zu vielen Beinen herum, versuchte den Krieger unter sich zu begraben und verlor dabei ein weiteres halbes Dutzend Glieder.

Aber Madur sah auch, daß dieser Erfolg trügerisch war. Die abgeschnittenen Peitschenarme des Ungeheuers lebten weiter. Wie kleine schleimige Schlangen ringelten sie sich am Boden, tasteten blind umher und krochen schließlich wieder auf die Hauptmasse zu – um sich abermals mit ihr zu vereinigen!!

Dann... Madur konnte direkt sehen, wie sich einer der Tentakel veränderte, plötzlich nicht mehr weich und klebrig war, sondern zu einer stahlharten, biegsamen Peitsche wurde, deren Spitze boshaft zu glitzern schien. Eine blitzschnelle Bewegung, ein peitschender Schlag – und der Tentakel durchbrach den Schild des Kriegers wie eine Speerspitze, raste weiter und bohrte sich tief in seine Brust!

Der Mann stieß einen röchelnden Schrei aus, ließ sein Schwert fallen und umklammerte den tödlichen Tentakel mit beiden Händen.

Dann begann er sich zu verändern.

Er fiel nicht. Der Arm in seiner Brust hielt ihn aufrecht.

Und sein Leib zerfloß.

Es dauerte Sekunden, bis Madur begriff, daß sich der Krieger auf die gleiche, entsetzliche Weise zu verändern begann wie der Gefangene zuvor...

Einen Augenblick später zischte ein zweiter Tentakel durch die Luft, durchbohrte den Arm des zweiten Kriegers und grub sich in seinen Hals. Und auch er begann sich zu verwandeln.

Kaum eine Minute, nachdem der Angriff begonnen hatte, waren die beiden Männer verschwunden.

Madur und seine Krieger standen mit einem Male drei der grauen, formlosen Ungeheuer gegenüber.

* * *

Mereda registrierte mit einem Gefühl grimmiger Zufriedenheit, daß die Lebensenergie des fremden Zauberers allmählich erlosch. Das machte es ihr leichter, seine magische Kraft in sich aufzunehmen und sie umzuformen. Außerdem vermochte sie jetzt auch den Zustrom zu überprüfen, den jeder einzelne ihrer Magier erhielt, um ausgleichend tätig zu werden. Es lag nicht in ihrer Absicht, einen von ihnen zu bevorzugen. Zu leicht konnte ihr aus einem Kreismitglied, das einen zu großen Teil der fremden Magie in sich aufgenommen hatte, ein ernsthafter Konkurrent um die Macht in Conden erwachsen. Und – und das war die größere Gefahr – niemand durfte wissen, um wen es sich bei ihrem Gefangenen wirklich handelte.

Während ihre magischen Sinne wanderten, entdeckte Mereda plötzlich eine undichte Stelle in dem von ihr geschaffenen Netz pulsierender Energieströme. Irgend jemand, der nicht das geringste Recht dazu hatte, zapfte einen nicht unbeträchtlichen Teil der von ihr mühsam umgeformten Kraft ab.

Mereda versuchte vergeblich, die Person zu ermitteln, die für diesen Verlust an Kraft verantwortlich war. Einen Moment lang konzentrierte sich ihr Verdacht auf Aneh, aber die Adeptin stand wie alle anderen im Kreis, mit hoch erhobenen Armen und geschlossenen Augen. Auf das Lied lauschend, das Mereda sang.

Mit einem Male wurde es an der Tür unruhig. Ein junger Bursche mit verschwitzter Kleidung und blutbesudeltem Gesicht schob die vergeblich gestikulierende Xird beiseite, taumelte schwer atmend auf den Kreis zu und warf sich vor Mereda auf die Knie.

»Ein Angriff, Herrin!« keuchte er. »Wir sind... überfallen worden! Der... der Kampfdämon der Ancen-Honks!«

Mereda schluckte die zornigen Worte, mit denen sie den Burschen hatte bedenken wollen, herunter. Einen Moment lang konzentrierte sie sich noch, versetzte den Kreis in eine momentane Trance, in der er zwei, drei Minuten bleiben konnte, ehe sie das Lied fortsetzen mußte, und wandte sich dann vollends an den Knienden.

»Ein Angriff, sagst du? Was ist geschehen?«

»Einer der Gefangenen«, stammelte der Mann. »Er... er lag auf der Folter. Und mit einem Male hat er sich verändert. Er wurde zu einem Ungeheuer. Man kann ihn nicht töten. Er blutet nicht. Und es... es werden immer mehr.«

Die Stimme des Mannes drohte überzukippen. Mereda las das Grauen in seinem Gesicht, das ihn allein bei der Erinnerung an die schrecklichen Szenen befiel, deren Zeuge er geworden sein mußte.

Es werden immer mehr?« vergewisserte sich Mereda. »Wie meinst du das?«

»Wen er berührt, der wird wie er«, wimmerte der Mann. »Zwei von uns sind tot, und... und die anderen fliehen. Madur versucht sie aufzuhalten, aber er kann es nicht. Ihr müßt uns helfen, Herrin. Nur Magie kann den Dämon noch besiegen!«

Mereda zuckte bei diesen Worten sichtlich zusammen und starrte mit

undeutbarem Ausdruck auf den Mann im magischen Kreis. Sein Gesicht war bleich. Sie konnte nicht erkennen, ob er überhaupt noch atmete. Möglicherweise war er schon tot. Sie hoffte es, denn sie wußte, daß sie keine Zeit mehr besaß, sich Sicherheit zu verschaffen.

Eine fürchterliche Unruhe ergriff von ihr Besitz. Sie spürte die Kraft, die sie ihm entzogen hatte, wie eine glühende Faust in ihrer Seele, mehr magische Energie, als alle Kreisversteherinnen des Conden-Turmes zusammen jemals gehabt hatten. Und wenn das, was der Krieger berichtete, die Wahrheit war, durfte sie keine Sekunden mehr verlieren, wenn sie nicht nach einer Stunde diesen Raum verlassen und statt ihrer Untergebenen und Krieger ein Volk von Dämonen vorfinden wollte.

Nein – sie mußte es riskieren. Die Kraft in ihr mußte reichen.

Sie löste die magische Verbindung zu den anderen Kreismitgliedern so abrupt, daß Alina, Gerem und Ossdh bewußtlos zu Boden fielen. Das Schwert, das über dem Bewußtlosen in der Luft hing, kippte zur Seite und fiel scheppernd auf die Steinfliesen, zu Meredas Enttäuschung, ohne ihn zu durchbohren.

»Ein Überfall der Ancen-Leute!« rief sie laut. »Wir müssen kämpfen!«

Die Wirkung ihrer Worte war ganz genau die, die sie sich erhofft hatte: Die Adepten blickten sie aus furchtsam aufgerissenen Augen an, wurden bleich, begannen erschrocken durcheinanderzureden. Selbst die, die gestürzt waren, rappelten sich erschrocken wieder auf. Niemand nahm Notiz von dem sterbenden Magier.

Mereda machte eine befehlende Geste und eilte zum Portal. Der Krieger und die neunzehn jugendlichen Magier folgten ihr.

Als sie das Tor durchschritten und die Treppe vor ihnen lag, hörten sie bereits Schreie aus den Tiefen des Turmes heraufdringen.

* * *

Häßliche Gedanken und Vorstellungen begleiteten mein Erwachen. Gedanken voller Wahnsinn und der Nähe des Todes. Dann kämpften sich langsam die ersten Erinnerungen aus den hintersten Winkeln meines Bewußtseins. Aber sie blieben unklar, vermischten sich zu einem Durcheinander, das mich eher noch tiefer verwirrte.

Ich konnte mit den Begriffen Mereda, Madur und Conden-Turm im ersten Moment nichts anfangen, ganz abgesehen von der verrückten Idee, ich würde mich auf dem Grund des Ozeans befinden. Allein Sill war für mich real. Zwar verspürte ich bei dem Gedanken an sie eine ungewisse Furcht und Unruhe, doch erwartete ich sie beim Erwachen neben mir zu sehen.

Ein scharfer Schmerz irgendwo in der unteren Hälfte meines Leibes machte mich wieder auf meinen Körper aufmerksam. Mir war kalt, entsetzlich kalt. Ich fühlte eine Schwäche, die fast die Grenzen echten körperlichen Schmerzes erreichte. Unbewußt hob ich die Hand und versuchte mein Gesicht zu berühren, aber selbst für diese kleine Bewegung fehlte mir die Kraft. Es bereitete mir ungeheure Mühe, auch nur die Augenlider zu heben. Zuerst sah ich nichts als einen dunklen Nebel, der sich ganz langsam lichtete. Dann jedoch erkannte ich, daß meine Hand voller Blut war.

Diese Erkenntnis überraschte mich, denn ich konnte mich nicht erinnern, eine Wunde erhalten zu haben. Ich durchsuchte mein Gedächtnis genauer und erhielt dabei Antworten, die so verrückt und phantastisch waren, daß ich sie im ersten Moment unter dem Stichwort »Alptraum« ablegen wollte. Dann fiel mein Blick auf die dunkel gekleidete Frau, die neben mir stand. Eine sehr alte Frau. Ihre kleinen Augen waren unnatürlich geweitet. Aus ihren Blicken sprach Hilflosigkeit und eine abgrundtiefe Furcht. Und Mitleid.

Es stimmte also. Es war kein Traum. Ich war diesen Conden-Leuten, die mich meiner Kräfte und meines Lebens berauben wollten, in die Falle gegangen. Und Sill befand sich in der Hand der Ancen-Krieger, die sicher keinen Deut besser waren als Madur und die Hexe Mereda. Hatte ich wirklich für eine Weile daran gedacht, daß diese Verrückten auch nur im Traum daran dachten, uns zu helfen?

Der Zorn, mit dem mich dieser Gedanke erfüllte, gab mir für einen Moment neue Kraft. Ich setzte mich auf, spürte aber sofort wieder Schwäche und Schwindel und verbarg das Gesicht in den Händen.

Als ich wieder aufsah, war die alte Frau neben mir in die Hocke gegangen. Ihr Blick war… seltsam.

Die Furcht und das Mitleid und die Verwirrung waren noch immer darin – und noch etwas.

Etwas, das mich schaudern ließ.

Langsam, zitternd vor Furcht, hob sie ihre dürre Hand, streckte den

Arm aus und berührte mich mit den Fingern an der Wange, ganz kurz nur.

»Du... du bist es«, murmelte sie.

»Natürlich bin ich es«, antwortete ich, nahm die Hände herunter, sah sie verwirrt an und fügte hinzu: »Wer?«

»Du!« wiederholte die Alte. »Du bist es. Du... du bist gekommen...« Ihre Augen wurden groß. »Und Mereda hat... Bei allen Göttern, was hat sie getan?«

Ich verstand kein Wort – ich versuchte es auch erst gar nicht –, sondern schloß für einen Moment die Augen, stützte mich mit den Handflächen auf den Steinfliesen ab und versuchte, mich wieder hochzustemmen.

Mit dem gleichen Ergebnis wie zuvor. Ich hatte nicht mehr die Kraft. Was immer die Conden-Zauberer mit mir gemacht hatten – es hatte mich aller Energie beraubt. Ich fühlte mich kaum in der Lage, die Augen offen zu halten.

»Warte«, sagte die Alte. Sie stand auf, kam einen Moment später zurück und reichte mir eine Schale mit einer heißen, übelriechenden Flüssigkeit.

»Trink«, sagte sie.

Ich zögerte. Die Brühe stank widerwärtig. Aber die Alte lächelte so freundlich, daß ich jeglichen Gedanken an Gift und Heimtücke fast schuldbewußt aus meinem Bewußtsein verjagte, die Schale ergriff und mit einem einzigen Zug leert.

Die Flüssigkeit schmeckte noch schlimmer, als sie roch, aber die Wirkung setzte augenblicklich ein. Eine Woge warmer, wohltuender Schwere breitete sich in meinem Körper aus, lähmte mich für drei, vier Sekunden und verschwand.

Zusammen mit der Schwäche.

Von einem Moment auf den anderen fühlte ich neue, pulsierende Kraft, eine solche Energie, daß ich um ein Haar sofort aufgesprungen wäre.

»Du mußt vorsichtig sein«, sagte die Alte. »Das Viha gibt dir Kraft, aber es wirkt nur eine Stunde. Danach wirst du schlafen. Sehr lange.«

Eine Stunde – nun, das war lange genug, hier herauszukommen.

»Wer bist du?« fragte ich freundlich.

»Xird, Herr«, antwortete die Alte. »Ich bin Meredas Dienerin.«

Mein Gesicht mußte wohl ohne mein bewußtes Zutun auf den Namen Mereda reagiert haben, denn Xird sah mit einem Male sehr betroffen aus. »Ich wußte nicht, was sie tat, Herr«, beeilte sie sich zu versichern. »Und ich wußte nicht, wer Ihr seid. Niemand hier wußte das. Sie hätte Euch fast umgebracht.«

»Aber nur fast«, murmelte ich. »Laß es gut sein, Xird. Wo sind Mereda und die anderen?«

»Der Turm wird angegriffen, Herr«, antwortete Xird. Noch immer war ihr Blick voll von Bewunderung, die ich nicht verstand.

»Angegriffen? Von wem?«

»Ich habe es nicht genau verstanden«, antwortete Xird. »Der Kampfdämon der Ancen, denke ich. Ihr werdet ihn vernichten.«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, daß hinter ihrem letzten Satz kein Fragezeichen stand.

»Werde ich das?« vergewisserte ich mich.

»Ihr werdet es«, sagte Xird mit großer Überzeugung.

»Da bin ich nicht so sicher«, murmelte ich. »Ich weiß nicht einmal, was ein Kampfdämon ist. Geschweige denn, wie man ihn besiegt.« Ich seufzte. »Ich habe mit eurem Krieg nichts zu schaffen, Xird. Du warst gut zu mir, und ich bin dir dankbar, aber ich glaube nicht, daß ich mich in eure Angelegenheiten mischen will. Ich will nur fort von hier.«

»Das alles weiß ich«, sagte Xird ruhig. Seltsamerweise lächelte sie bei diesen Worten; auf jene weise, unnachahmliche Art, zu der nur sehr alte Frauen in der Lage sind. »Ich kenne die alten Lieder, Herr«, fuhr sie fort. »Ihr wißt nichts, und Ihr haltet Euch für schwach. Aber Ihr seid es nicht. Hier – nehmt das. Ich habe es an mich genommen, als Mereda hinauseilte, um den Dämon anzugreifen. Sie ist eine Närrin.« Damit drehte sie sich halb herum und hob etwas vom Boden auf, um es mir zu reichen.

Es war mein Stockdegen.

Aber er hatte sich verändert. Die Klinge steckte noch immer wohlverborgen in ihrem hölzernen Schaft, aber der geschliffene Kristallknauf mit dem nur schemenhaft erkennbaren Shoggotenstern glühte jetzt in einem sanften, gelblichen Licht.

Zögernd nahm ich die Waffe entgegen, legte sie über meine Knie und sah Xird prüfend an.

»Kommt, Herr«, sagte sie. »Ihr wollt dem Turm entfliehen. Wenn es wirklich das ist, was Ihr wollt, so helfe ich euch.« Aber sie lächelte bei diesen Worten auf eine Weise, die mir nicht gefiel.

Ganz und gar nicht.

* * *

Wir kamen leichter aus dem Turm heraus, als ich erwartet hatte. Alle Conden-Leute eilten nämlich ebenfalls nach draußen, um in der verfallenen Stadt am Fuße des Turms eine Verteidigungslinie aufzubauen. Der gewaltige Turm war voller hastender Männer, aber niemand schien auch nur Notiz von mir zu nehmen, was nicht zuletzt auch an der Tatsache liegen mochte, daß ich ganz wie ein Mann aus Conden gekleidet war und mich in Begleitung von Meredas persönlicher Dienerin befand. Selbst, als ich mit einem der bis an die Zähne bewaffneten Krieger zusammenprallte, rappelte er sich fluchend wieder hoch und hetzte weiter, ohne mir auch nur einen Blick zu schenken. Fast hatte ich das Gefühl, als wenn man uns in der Aufregung vergessen hätte.

Aber diese unverhoffte Glückssträhne endete auch so rasch wieder, wie sie begonnen hatte, denn es zeigte sich, daß uns das Verlassen des Turmes herzlich wenig half. Die Nacht war von zahllosen, hell lodernden Feuern und Fackeln fast wieder zum Tage gemacht worden, und unter dem blutigroten Licht offenbarte sich mir ein Bild wahrhaft apokalyptischer Schrecken. Hunderte, wenn nicht Tausende von Kriegern und Sree kämpften sich durch die verwinkelten Gassen der verfallenen Stadt, schrien, liefen und brüllten durcheinander, ohne daß ich irgendein System in diesem Chaos zu entdecken vermochte. Ich hielt vergeblich nach den Angreifern Ausschau, von denen Xird berichtet hatte. Alles, was ich sah, war eine ganze Stadt, die in Panik geraten war.

Xird ergriff mich bei der Hand und deutete auf ein quaderförmiges Gebäude, nicht sehr weit vom Fuße des Turmes entfernt, von dem nur mehr die schwarz gefärbten Außenmauern standen. Dort hatte sich Madur mit seinen Sreebogenschützen aufgestellt, ein langgezogener Halbkreis, dessen gerade Seite die Ruine bildete und hinter dem sich Hunderte von speer- und schwerttragenden Sree drängelten. Irgend etwas Dunkles, Formloses schien sich im Inneren des Halbkreises zu bewegen, aber das flackernde Licht reichte nicht aus, es wirklich zu erkennen.

Ich wollte weitereilen, doch Xird hielt mich mit erstaunlicher Kraft zurück, ich hätte Gewalt anwenden müssen, mich von ihr loszureißen, und die alte Frau war gut zu mir gewesen. »Xird!« sagte ich beschwörend. »Bitte!«

Xirds Augen spiegelten Trauer. Und plötzlich ließ sie meine Hand los, trat einen Schritt zurück und straffte sich.

»So geh«, sagte sie. »Du hast recht dieser Krieg ist nicht der deine. Geh und laß sie alle sterben.«

Ich machte auch tatsächlich einen Schritt, blieb auf der nächsten Stufe wieder stehen und wandte mich zu ihr um. Das Gesicht der alten Frau war zu einer ausdruckslosen Maske geworden.

Nur in ihren Augen glomm ein sehr sonderbares, schwer zu deutendes Feuer.

Einen Moment lang hielt ich ihrem Blick stand, dann drehte ich mich wieder zur Stadt um und sah zu Madur und seinen Kriegern hinunter.

Und was ich erblickte, ließ mich jeglichen Gedanken an Flucht auf der Stelle vergessen.

Das graue Brodeln im Zentrum des Halbkreises, den Madurs Krieger bildeten, hatte zugenommen. Auf den allerersten Blick sah es aus wie Nebel, träge graue Fetzen, die in irrsinnigem Wirbel hin und her wogten.

Dann erkannte ich, was es wirklich war... Es waren Körper.

Entsetzlich verzerrte, formlose Dinge, die vage an menschliche Körper erinnerten, gleichzeitig aber auch schrecklich fremd und abstoßend waren. Übermannshohe Kolosse aus grau-schleimigem Protoplasma, das kein Recht hatte, in dieser oder irgendeiner anderen Welt zu leben. Die nicht einmal lebten, sondern allerhöchstens existierten.

Shoggoten…

Sieben, acht der Protoplasmawesen tobten im Inneren des Verteidigungskreises. Irgend etwas hielt sie zurück, etwas Unsichtbares und Starkes. Aber sie gewannen an Boden, sehr langsam zwar, aber unaufhaltsam.

»Geh«, sagte Xird hinter mir. »Geh und laß sie alle sterben, wenn du es kannst.«

Einen Moment lang blieb ich noch reglos stehen, dann wandte ich mich ein letztes Mal zu ihr um, lächelte beinahe traurig – und ging.

Die Treppe hinab und direkt auf Madurs Krieger zu.

* * *

Madur schrie einen Befehl über den Lärm hinweg. Die Sree legten ihre Pfeile auf die Sehnen und spannten die Bögen. Sekunden später prasselten die Geschosse wie dichter tödlicher Hagel auf die Gruppe sich windender Ungeheuer herab, die kaum mehr zehn Schritte von den vordersten Bogenschützen entfernt war. Ich sah, wie die Pfeile ihre Körper trafen, ja zum Teil durchschlugen. Aber ihre Wirkung war gleich null. Die schiere Wucht der Salve ließ die Ungeheuer ein kleines Stück zurückweichen, aber sie preschten fast ebenso schnell wieder vor – und ein kleines Stück weiter, ehe sie abermals gegen die unsichtbare Maurer prallten, die ihren Vormarsch bisher aufgehalten hatte.

Nach diesem Mißerfolg herrschte einen Augenblick Ratlosigkeit bei den Conden-Leuten. Zögernd gab Madur den Befehl, eine zweite Salve abzuschießen.

Sie richtete ebensowenig Schaden an wie die erste, und wieder rückten die Shoggoten ein kleines Stück weiter vor. Dann geschah, was geschehen mußte: Eine der Bestien bäumte sich auf, sprengte die unsichtbaren Fesseln, die sie hielten, und warf sich mit wirbelnden Armen zwischen die Sree. Zwei, drei der echsenhaften Wesen wurden von ihren peitschenden Tentakeln getroffen und zu Boden geschleudert. Fast augenblicklich begannen sie sich zu verändern.

Madur reagierte mit einer Kaltblütigkeit, die angesichts des entsetzlichen Geschehens beinahe schockierend wirkte. Während der Shoggote zurücktaumelte, bellte er einen schrillen Befehl. Die

Bogenschützen wichen zur Seite, und zehn, fünfzehn mit langen Spießen bewaffnete Sree nahmen ihre Stelle ein. Als sich die drei neuerschaffenen Shoggoten aufrichteten, sahen sie sich einem wahren Wald von Speerspitzen gegenüber, der sie zwar nicht verletzen konnte, aber in den Kreis der anderen zurücktrieb.

Trotzdem war es wohl eher ein Phyrrussieg. Drei Sree waren tot, und dafür war die Zahl der Shoggoten nunmehr auf zehn angewachsen. In meinem Gedächtnis nistete sich der häßliche Gedanke an jenes Rechenbeispiel mit dem Schachbrett ein, das ich einmal gehört hatte – auf das erste Feld ein Korn, auf das zweite zwei, das dritte vier, das vierte acht, das fünfte sechzehn und so weiter... Madur mochte die Shoggoten auf diese Weise noch eine geraume Weile in Zaum halten, aber irgendwann würde der Verteidigungsring brechen, und dann würden sich die Monster in mathematischer Progression vermehren.

Was bedeutete, daß die unterseeische Kuppel binnen weniger Stunden bis in den letzten Winkel mit grauem Protoplasma gefüllt sein konnte.

Und es sah beinahe so aus, als wäre dieser Zeitpunkt nicht mehr allzu weit entfernt, denn die unsichtbare Wand, die die Shoggoten zurückhielt, wankte immer mehr.

Hastig drehte ich mich herum und hielt nach Mereda und den anderen Magiern Ausschau. Sie standen nicht sehr weit von mir entfernt und bildeten einen lockeren Kreis, in dessen Mitte Mereda selbst stand, hoch aufgerichtet, mit geschlossenen Augen, beide Hände auf den blauen Kristall auf ihrer Brust gelegt. Ihre Lippen formten Worte, die ich in dem allgemeinen Chaos nicht verstand.

Fast gegen meinen Willen mußte ich diese Frau bewundern – auch, wenn sie erst vor kurzer Zeit versucht hatte, mich umzubringen. Die Kraft, die sie aufbrachte, war schier unglaublich.

Aber sie würde nicht mehr lange halten. »Achtung, Deckung!« brüllte jemand hinter mir. Ganz instinktiv sprang ich zur Seite, bekam aber trotzdem einen Stoß in die Rippen, der mich auf die Knie fallen ließ. Ein mit Pfeil und Bogen bewaffneter Sreetrupp drang kreischend in den Halbkreis ein und legte auf die Shoggoten an. Diesmal waren es an die hundert brennender Pfeile, die auf die Ungeheuer herabregneten. Für einen Moment verwandelte sich der freie Platz vor dem Gebäude in eine Hölle aus Feuer und beißendem Qualm.

Als die Flammen erloschen, waren die Bestien unversehrt.

Und die magische Wand war ein weiteres Stück zurückgewichen.

Kaum mehr fünf Schritte trennten die tentakelschwingende Horde von den vordersten Sree.

Ich löste die Arretierung meines Stockdegens und zog die Waffe blank. Die Klinge leuchtete hell in der Düsternis der künstlich erhellten Nacht.

Hinter mir erscholl ein gellender, mehr zorniger als erschrockener Schrei. Ich fuhr herum – und blickte direkt in Madurs Gesicht, der mit gezückter Klinge hinter mich getreten war und mich mit einer Mischung aus Unglauben und Haß anstarrte.

Dann griff er mich an; vollkommen warnungslos. Ich sprang zurück, als die Klinge an meiner Wange vorbeizuckte. Madur setzte sofort nach und hieb wie verrückt auf mich ein, wobei er in seiner Raserei nicht einmal zu bemerken schien, daß er etliche Sree und Conden-Krieger verletzte, die nicht schnell genug aus der Reichweite seiner wirbelnden Klinge sprangen.

Ich wich seinen Hieben so gut aus, wie ich konnte, und sah mich verzweifelt nach den tobenden Shoggoten um. Noch hielt der magische Kreis, in dem Mereda und die anderen Magier sie gefangen hatten. Aber wie lange würde dieses noch dauern?

»Madur!« keuchte ich verzweifelt. »Hör auf! Ich stehe auf eurer Seite!«

Wenn Madur meine Worte überhaupt hörte, so beachtete er sie nicht. Ganz im Gegenteil – er schrie auf, packte sein Schwert mit beiden Händen und führte einen fürchterlichen Hieb nach meinem Schädel. Ich unterlief seine Klinge mit einem verzweifelten Satz, sah seine dunkle Uniform vor mir auftauchen und stieß mit meinen Stockdegen zu. Eigentlich hatte ich den Stern auf seiner Brust treffen wollen, lenkte die Klinge aber im letzten Augenblick zur Seite, so daß der scharfe Stahl nur seinen Ärmel aufschlitzte und eine harmlose, aber sicher sehr schmerzhafte Wunde in seinem Bizeps hinterließ.

Madur brüllte vor Wut und Schmerz taumelte nach vorn – und fegte mich mit einem blitzschnellen Tritt von den Beinen. Ich prallte unsanft mit dem Hinterkopf auf. Dunkle Schleier schoben sich über mein Gesichtsfeld.

Als sie sich lichteten, stand Madur mit verzerrtem Gesicht über mir. Seine gewaltigen Muskeln spannten sich zum letzten, vernichtenden Hieb.

Und dann erstarrte er.

Ein sonderbarer, halb erstaunter, halb schmerzhafter Ausdruck trat in seine Augen. Er begann zu zittern. Das Schwert entglitt seinen Händen, prallte dicht neben mir zu Boden und rutschte ein Stückweit davon.

Madur wankte. Sein Blick war noch immer auf mich gerichtet, aber er schien mich gar nicht mehr zu sehen. Dann, ganz langsam, als würde er von unsichtbaren Händen gestützt, kippte er zur Seite und blieb reglos liegen.

Hinter ihm stand Xird. Der Dolch in ihrer Hand schimmerte rot, und auf ihren faltigen Zügen lag ein Ausdruck von Härte, den ich an dieser alten Frau als allerletztes erwartet hätte.

»Das ist der Lohn, den alle Verräter an der Sache Condens bekommen werden«, flüsterte sie.

Ein gellender Schrei ließ mich herumfahren. Ich sprang auf, packte ganz instinktiv meinen Stockdegen fester und blickte in Meredas Gesicht. Die Magierin hatte den Beschwörungskreis verlassen und war auf Xird und mich zugetreten. Auch in ihrer Hand blitzte ein Schwert. Aber sie schien mich gar nicht zu sehen. Ihre Augen waren so weit und groß, daß sie fast aus den Höhlen zu quellen schienen.

»Was hast du getan?« stammelte sie. »Xird, du –«

»Nicht ich«, unterbrach sie Xird. »Du bist es, die unser Volk verraten hat, Mereda. Du allein trägst die Schuld an dem, was hier geschah.« Sie warf den Kopf in den Nacken, trat einen Schritt auf Mereda zu und starrte sie an. Dann deutete sie mit der Hand, die noch den blutigen Dolch hielt, auf mich.

»Sieh!«

Ich wußte, was sie jetzt von mir erwartete.

Und ich tat es.

Ganz langsam wandte ich mich um, packte den Degen fester und trat auf die Front der tentakelschwingenden Shoggoten zu. Der Kristallknauf meiner Waffe begann wie eine winzige lodernde Sonne in meiner Hand zu glühen.

Die Ungeheuer schienen die Bedrohung zu spüren, die von dem Shoggotenstern in seinem Inneren ausging, denn sie griffen mich nicht an, sondern wichen langsam vor mir zurück.

Alle bis auf einen.

Ich weiß nicht, ob es so etwas wie dumme oder kluge Shoggoten gibt, aber wenn, dann war dieses Exemplar eine besonders lebensmüde Ausführung. Es wartete, bis ich fast bei ihm war, verwandelte sich plötzlich in einen wirbelnden Schatten aus peitschenden Armen und zuckendem grauem Protoplasma und griff mich an.

Der Stockdegen bewegte sich wie von selbst in meiner Hand. Die Klinge berührte das Ungeheuer, zerschnitt sein schleimiges Fleisch ohne sichtbaren Widerstand und vernichtete es. Der Shoggote prallte zurück, versuchte auf Beinen, die plötzlich keine Kraft mehr hatten, seinen Halt wiederzufinden und sank weiter in sich zusammen. Binnen weniger Augenblicke verwandelte er sich in eine brodelnde Pfütze aus grauem Nichts. Übelriechender Qualm stieg auf.

Und dann griffen die anderen Ungeheuer an.

Alle auf einmal und wie von einem gemeinsamen Willen gelenkt.

Verzweifelt sprang ich zurück, ließ die Klinge in einem weiten Halbkreis pfeifen und verschaffte mir so für Sekunden Luft. Der tödliche Stahl berührte beinahe sanft einen Shoggoten und verwandelte ihn in eine kochende Schlammpfütze, aber die restlichen Ungeheuer schienen aus dem Schicksal ihrer Kameraden gelernt zu haben. Blitzschnell wichen sie zurück, formierten sich neu und versuchten, mich einzukreisen.

Graue, fadendünne Tentakel schlugen nach mir. Ich hackte mit dem Degen danach, zertrennte sie und sah, wie ihr Besitzer auseinanderspritzte und verging. Dann wickelte sich irgend etwas um meinen Fuß, zerrte mit ungeheurer Gewalt daran und riß mich von den Beinen. Ein halbes Dutzend peitschender Tentakel wand sich um meinen rechten Arm und zerrte daran. Vor Schmerz ließ ich den Degen los.

Ein gigantisches, waberndes Etwas tauchte über mir auf, in seiner Mitte eine geschlitzte Wunde, die mich unangenehm an ein zahnloses Maul erinnerte. Irgend etwas ringelte sich um meine Taille und drückte erbarmungslos zu.

Dann jagte ein Schatten an meinem Gesicht vorüber, fuhr mit einem widerlich weichen Geräusch direkt in dieses aufgerissene Maul hinein und schleuderte das Ungeheuer zurück. Eine Axt blitzte, zerschnitt die Tentakel, die meine Arme hielten, und plötzlich war ich von Sree und uniformierten Conden-Kriegern umgeben, die sich mit dem Mut der

Verzweiflung auf die Shoggoten warfen und sie durch ihre pure Überzahl zurückdrängten. Ich sah, wie ein, zwei Männer und eine Anzahl Sree plötzlich taumelten, ihre Haut verblaßte und irgend etwas Entsetzliches mit ihnen zu geschehen begann.

Dann hörte ich auf zu denken, ergriff meinen Stockdegen und sprang hoch.

Der Kampf war die Hölle. Ich wußte hinterher nicht mehr, wie lange es gedauert hatte, was ich im einzelnen tat und was wirklich um mich herum geschah. Condens Krieger trieben die Shoggoten durch ihre bloße Zahl zurück und entwickelten eine erstaunliche Geschicklichkeit darin, sich die Ungeheuer mit ihren langen Spießen und Schildern vom Leibe zu halten. Trotzdem gelang es den Angreifern immer wieder, ihre entsetzliche Waffe anzuwenden; mehr als einmal hatte ich das Gefühl, daß ihre Zahl wuchs, schneller, als ich sie zu dezimieren imstande war.

Ohne die Hilfe der Sree hätte ich nicht einmal die ersten zwei Minuten überlebt. Die gewaltigen Echsen bildeten einen lebenden Schutzwall um mich, trieben die Shoggoten in die Enge und nahmen in Kauf, daß zwei, drei von ihnen starben, ehe mein Stockdegen das Monstrum töten konnte. Trotzdem wurde ich ununterbrochen getroffen. Tentakel, die plötzlich hart und scharf wie Stahl waren, hieben nach mir und rissen meine Kleider auf. Ohne die Droge, die Xird mir gegeben hatte, wäre ich längst zusammengebrochen.

Aber schließlich erlahmte der Kampf rings um mich herum, und plötzlich war es nur noch ein einziger Shoggote, der sich – nun mit deutlichen Anzeichen von Angst – bis zur Wand des zerstörten Gebäudes zurückzog und mit wild peitschenden Armen nach allem schlug, was sich ihm zu nähern versuchte. Eine ganze Salve von Pfeilen traf ihn. Er wankte, riß die Geschosse wütend aus seinem schmerzunempfindlichen Körper und bildete neue, peitschende Arme, mit denen er nach den Sree schlug.

Ich tat einen Schritt auf ihn zu, konzentrierte mich ein letztes Mal – und schleuderte meinen Stockdegen wie einen Speer.

Die Waffe flog auf den Shoggoten zu und traf mit tödlicher Präzision seine Körpermitte. Es war, als würde sie magisch von dem unheiligen Protoplasma angezogen, das zu vernichten sie geschaffen war. Der Kristallknauf flammte so grell auf, daß ich die Augen schloß. Trotzdem sah ich die grelle, lautlose Explosion, in der sich die aufgestaute Energie entlud und den Shoggoten zerriß.

Dann spürte ich nur noch Schwäche.

* * *

Als ich wieder aufsah – nach einer Zeit, die Minuten, aber auch Jahre gedauert haben mochte –, hatte sich das Bild vollends verändert. Hunderte von Kriegern und Sree umstanden mich, und sanfte, kundige Hände machten sich an meinen Wunden zu schaffen. Ich versuchte mich aufzurichten, wurde mit sanfter Gewalt zurückgehalten und blickte in das lächelnde Gesicht einer noch sehr jungen Frau, die ich schon im Kreis der Magier gesehen hatte.

»Was... ist geschehen?« murmelte ich.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Schweigt, Herr«, sagte sie. »Ihr seid schwach. Aber wir werden Euch helfen. Seht.«

Herr? dachte ich verwirrt.

Aber ich sagte nichts mehr, sondern blickte in die Richtung, die sie mir mit einer Kopfbewegung bedeutet hatte.

Nicht sehr weit von mir stand Mereda, hoch aufgerichtet und mit zornesrotem Gesicht. Aber sie war keine Herrin mehr, sondern eine Gefangene. Rechts und links von ihr standen Krieger mit gezückten Schwertern, die eindeutig auf sie wiesen. Was zum Teufel ging hier vor?

Eine junge Frau trat auf Mereda zu, dunkelhaarig wie sie, aber jünger und schlanker. Ihrem Blick fehlte die Grausamkeit, die ich in dem Meredas gelesen hatte. In ihren Händen lag ein Schwert.

»Überlege dir gut, was du tust, Aneh«, sagte Mereda. Ihre Stimme bebte. »Noch bin ich die Kreisversteherin des Conden-Turmes.«

Aneh lächelte beinahe sanft, hob das Schwert mit beiden Händen und hielt es beschwörend in die Höhe. »Du warst die Herrin des Turmes, Mereda«, sagte sie. »Doch anstatt deiner Pflicht zu gehorchen und Conden vor seinen Feinden zu schützen, hast du den Turm durch deinen maßlosen Ehrgeiz in höchste Gefahr gebracht. So wie Carda vor dir hast du dem Dämon von Ancen durch deine maßlosen und übersteigerten Beschwörungen die Chance gegeben, den magischen Kreis unseres Turmes zu vernichten. Damit hast du beinahe den Untergang von Conden herbeigeführt. Du hast uns verschwiegen, daß

sich die alten Lieder erfüllten und er gekommen ist. Du hast versucht, dein Wissen zum eigenen Nutzen anzuwenden und ihn zu töten, ihn, der unsere letzte Hoffnung war. Du hast uns verraten, Mereda. Aus diesem Grund hat der Hohe Rat von Conden beschlossen, dich abzusetzen und mich zur neuen Kreisversteherin des Turmes zu ernennen. Es ist meine Pflicht, das Urteil an dir zu vollstrecken!«

»Der Hohe Rat?« kreischte Mereda. »Ich bin der Hohe Rat, du Närrin.«

Aneh antwortete nicht darauf, sondern trat einen weiteren Schritt auf Mereda zu. Die Zauberin schrie auf und versuchte zurückzuweichen, aber sofort griffen starke Hände nach ihr und hielten sie fest. Verzweifelt bäumte sie sich gegen den Griff der Krieger auf, aber ihre Kräfte reichten nicht.

»Das Urteil ist gesprochen«, sagte Aneh. »Es wird vollstreckt.« Bei diesen Worten senkte sie das Schwert und berührte Meredas Kristall mit seiner Spitze.

Mereda schrie gequält auf.

»Sei verflucht bis in alle Zeiten, du Hexe. Verbannt sollst du sein aus den Türmen von Conden und Ancen. Niemand wird dir mehr Obdach oder Hilfe gewähren, niemand mehr mit dir sprechen, niemand mehr dich kennen!« sagte Aneh, und die umstehenden Krieger fügten im Chor hinzu: »So sei es.«

Mereda schrie auf, warf sich verzweifelt zurück und fiel, als die Krieger plötzlich ihre Arme losließen. Sie schrie wie in entsetzlicher Qual, wälzte sich auf dem Boden und krampfte die Hände um den blauen Kristall auf ihrer Brust.

Er war schwarz geworden. Sein Feuer war erloschen.

Dann, ganz plötzlich, beruhigte sich ihr Toben. Mit umständlichen, fahrigen Bewegungen stand sie auf, starrte erst Aneh, dann mich und dann wieder Aneh an, drehte sich ohne ein weiteres Wort herum und verschwand mit gesenktem Haupt. Die Krieger und Sree, die ihr im Weg standen, wichen so hastig zurück, als fürchteten sie, sich allein durch ihre Nähe zu besudeln.

Augenblicke später war sie verschwunden. Niemand sah auch nur mehr in die Richtung, in die sie gegangen war.

Dafür spürte ich, wie sich aller Blick mit einem Male auf mich konzentrierte. Es war ein sehr unangenehmes Gefühl, obgleich ich

ebenso deutlich spürte, daß jetzt keine Feindseligkeit mehr darin lag, sondern…

Ja – was eigentlich?

Verwirrt stand ich auf, machte einen unsicheren Schritt auf Aneh zu und setzte dazu an, eine Frage zu stellen.

Aber ich kam nicht mehr dazu.

Denn beinahe im gleichen Augenblick, in dem ich mich erhoben hatte, sank Aneh vor mir auf die Knie und beugte das Haupt fast bis zum Boden.

»Herr«, flüsterte sie.

Und dann, ganz schnell und beinahe lautlos, ließen sich auch die Krieger und Sree zu Boden sinken. Es waren Tausende. Das gesamte Volk von Conden kniete vor mir.

»Herr«, flüsterten sie, »du bist gekommen. Herr!«

Das Gefühl von Erleichterung, das ich bisher verspürt hatte, verging. Plötzlich war mir kalt.

Sehr kalt.

ENDE des 1. Teils

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Ihre Körper waren die von Tieren – grün, schlank, mit einem harten Schuppenpanzer bedeckt. Und doch trugen sie den Funken der Intelligenz in ihren Hirnen. Sie waren Sklaven, seit Jahrtausenden schon, unterjocht von den Menschen, um in deren sinnlosem, ewigen Krieg als Soldaten zu kämpfen – und zu fallen.

Dann aber regte sich Widerstand – gegen ihr Schicksal, gegen die Unterdrücker, gegen die Aussicht, in einen neuen, blutigen Krieg zu ziehen, der gerade begann.

Ein neuer Magier war bei den Menschen erschienen, um eines der

Völker zum Sieg zu führen – ein Sieg, der für die Soldaten nur Niederlage bedeuten konnte. Er sollte als erster sterben, wenn die Sklaven sich erhoben, jener Mann mit der weißen Strähne im Haar…

Revolte der Echsen